Charon ...




Dei
Sub Numine
Viget

1-1 T

Jahr I. Januar 1904. Heft 1.



CHARON

Monatsschrift: Dichtung Philosophie Darstellung.

Herausgeber

Rudolf Pannwitz Otto zur Linde

Inhalt:

Abonnementspreis 5 Mk. jährlich. Einzelheft: 50 Pfg.

Charonverlag Berlin-Westend.

Zu beziehen durch den < Charon-Verlag Berlin-Westend > oder Buchhandlungen.

Manuskripte werden nicht zurückgeschickt. Antwort erfolgt im Briefkasten. — Beiträge, die bis zur zweitfolgenden Nummer nicht beantwortet werden, sind als abgelehnt zu betrachten.

Es wird gebeten, den Betrag für das volle Jahr gleich nach Empfang der ersten Nummer zu zahlen.

CHARON

Monatsschrift: Dichtung Philosophie Darstellung

Herausgeber

Rudolf Pannwitz Otto zur Linde

Buchausgabe

Jahrgang 1904

Charonverlag Berlin-Westend

1905.

Gedichtanfänge. — Alphabetisch geordnet.

Titel oder Zyklus in Klammern.

Abkürzungen: B. a. v. T. = Bilder aus vergessenen Tagen. — L. a. e. T. = Lieder aus einem Ton.

Prosa.

Mitarbeiter.

CHARON

I.

Nicht mehr hinab, noch nicht hinauf —
Des Unterflusses Brunnenstrudellauf,
Erweichte Tropfsteinhöhlen wohnlich am Gestad,
Und auch dem Wanderer mancher gute Pfad.

Dies ist der Heimatraum, wo niemand träumt,
Wo Vater Charon schafft, wo jeder säumt;
Urherzlich wie aus Erdenmuttermund
Der Charonsruf macht wunderlich gesund.

Jenseits dem weltlichen verwirrten Glauben,
Jenseits den Lethefrohen ewig Tauben.
Es war noch gestern, dass wir beide sprachen,
Und wieder wach ich über Charons Nachen.

Rudolf Pannwitz.

II.

Es geht ein Fluss, der strömt die Wässer
Von unten her.
Tief tief im Grunde stehen Fässer:
Ein jedes fasst ein Meer.
Das quillt: aus Schächten sonder Sohlen,
Dem Grund entflohn
Der überm Leeren hallt im Hohlen:
Bis dorthin dringt der Ton.
Sinkt leerwärts alles Leichte lassend,
Das — schwer — vom Grab

Sich Lichtwärts hebt im Leben blassend —
Zur Nacht folgt mir hinab!
Im letzten Dämmer da das Lichte
Vorm Finstern flieht
Seht innern Vorhofs Traumgesichte:
Hört meines Charons Lied!
Weh! — weh! — Werdandi am Webstuhl.
Unerbittlich ist der Tod.
Seelenfährmann urlebendig.
Fracht — friedlose — fährt mein Boot.
Meines Ruders Schlag treibt rückwärts.
Tod tat Traumes Tore weit
Alles Werdende verbannend.
Meinen Nachen trägt die Zeit.
Todverfehmtes Leben fahr ich
In des Wirkens Wahn und Drang.
Zwischen Tod und Raum singt Charon
Seines Zwieseins Zweifelsang.
Wer — wer — wünscht meinen Nachen?
Wer — wer — wähnt in Schuld?
Wieder hat am Webstuhl Werdandi
Meines Nachens Leitseil gespuhlt.
Seelen unselig seid ihr an Bord?
Wachst Du Werdandi? Höre das Wort!
Wahn! alles Volle ist hohl.
Wunsch! unser Glück ist Not.
Weh! es wird was soll.
Weilen wehrt der Tod.
Wobst du, Werdandi, wobst du?
Wirbel wälzen weltauf.
Hobst du, Werdandi, hobst du?
Leben lügt leidigen Lauf.
Welle Wille wölbeverwebt,
Hölle Helle Höhlen her hebt,
Weh weht, Werdandi, weht weh,
Weh weht weh,
Weht weh. . . . . . .

Otto zur Linde.

Zielwärts.

I.

Einsam gleitet ein Vogel ins Leere:
Lautlos hinter ihm schliesst die Portiere.
Von den Flügeln löst sich die Schwere
Wie ein leise versprühender Regen,
Noch ein Tröpflein rinnt an der Wand
Die sich von oben nach unten spannt.
Vorwärts, vorwärts mit sehnenden Schlägen
Gleitet der Vogel, die Ferne zu finden:
Die sendet ihm ihre Boten entgegen
Am Rand die Mär von der Mitte zu künden.
Vogel der Sehnsucht! Sehnend reckt
Sich die Ferne, die Brust dir zu tasten.
Welle auf Welle naht ohne Rasten,
Stoss um Stoss dein Flügel sie deckt;
Tauchst die Ruder: und schnellst ins Weite
Von der winkenden Ferne gezogen.
Wirfst die Ferne stückweis zur Seite......
Immer neue nahende Wogen
Melden die Botschaft und reihen sich an.
Hast du die kommende kaum überflogen:
Treibt sie, folgend, in deiner Bahn.
Du — den die drängende Wolkenbank drückt —
Atemlos fliehender: dem flehend schickt
Weiteste Ferne schnellste Staffetten,
Aus klammernder Fülle die Leere zu retten:
Sehnsuchtsvogel Albatross!
Schlage die Schwingen zum letzten Stoss,
Über dich selber hinauszuschiessen:
Wo die letzten Nebel fliessen.
Da — da — die lösende Leere......
Lautlos, urletzt, schliesst die Portiere.

II.

Unter allen Tiefen ist's leer —
Abwärts rinnt kein Tropfen mehr
Grund zu suchen. Zu Staub zerstoben
Fühlt seine Feuchte, die fiel,
Sinkender Schwere ein Ziel:
Letzte Schleier trägt das Licht nach oben.

Unter allem Vollen ist Frieden —
Bleiernfüssige Danaiden
Fässer füllend werfen warme Wässer der Welt:
Trocken im innersten Schoss
Lauscht die Leere wändelos
Wo keine Feuchte fällt.

Unter allen Gründen ist Grund —
Alles Leben bunt
Löscht die Finstre urklar.
Friedlose Frucht im klammernden Arm
Hält die säugende Sehnsucht warm
Als die Lüge das Licht gebar.

Alles Leichte leidiges Lebens krank
Quellende Lust an schwellenden Brüsten trank
Oben ist Not. —
Eingebettet im Schoss der Schösse
Wartet des Friedens befreiende Blösse
Unter allem Leben ist Tod.

III.

Tief, tiefer treib den Stollen!
Dringe grundwärts! Im drängenden Vollen
Findest du Fläche. Das ewige Oben
Hat das Aussen aus innen gehoben:
Denn die Schwere schamvoll zu der Schwere zieht.
Und die Leere flieht

Eine Freistatt innen sich zu finden:
Wo der Vielheit Flächen schwinden
Zeiterlöst. Da fressen ihre Fülle
Körper, und zersprengen Raumeshülle
Urbefreit vom Aussen. Und das Innen schweigt
Süsses Allerseelenschweigen —
Ach! auf saitenlosen Geigen
Leeres Lied zur Tiefe steigt.
Tiefer — tiefer träufelt des Todes Tau
Töne des Traums auf unterster Au
Unter aller lebendigen Welt,
Wo kein Fallen mehr fällt.
Tiefer tiefer durchs letzte Blau:
Noch ist nicht Grund noch rieselt das Grau.
Tiefer — tiefer — lass steigen was steigt
Hier unten ist das Schwere leicht
Und flieht nach oben. Du aber schwebst
Den Grund der Gründe zu dir hebst......
Das ist das Grab — tief unter des Todes grabsinkendem Grabe.
Das ist Erfüllung: lebenslediglebendige Labe.

Otto zur Linde.

TIEFENLIEDER

Begleitverse zu einer Abschrift.

Für viele Güte schlichten Dank:
zwölf Lieder, die ich liebend schlang,
im Tiefsten wohl, im Herzen krank.

Das spinnt sich fort, das lang sich spann,
eh unsre Bahn sich kreuzend rann
wovon ich vielen Trost gewann.

I.

Die Gründe sinken stumm zu Grund,
dort bist nur du, und ich bin dein,
und alle Farben ohne Schein,
und unser Tief-Sinn dunkelt bunt, —
dort sind wir innen, sind wir ein,
des Wehens ungeheurer Schwund
beruhigt uns im letzten Sein,
und alles Erste tut sich kund.

II.

Jenseits — weh dem der nie sein Jenseits hat:
    die unbewusste Ruhestatt.
Jenseits — wo alle Tiefen weit verwehn:
    ein uferloses Untergehn.
Jenseits — wo alle Wahrheit sich vergisst,
    wo meine Seele einfach ist.
Jenseits — wohin du mich unwissend ziehst,
    unwissend immer in mir bist.

III.

Der Raum wird eng, der Sturm verliert sich brausend,
Gestirne überwölben mich vieltausend.
Mich hat die hohe Kuppel eingeschlossen,
der Töne Reichtum ist herabgeflossen.
Es ward mir alles in der vollen Enge:
die Ewigkeit; — die sterblichen der Klänge
nur frag ich bange: werd ich einmal brauchen
in jene Wüsten wieder einzutauchen?

IV.

Du sagst, du kannst die Antwort mir nicht geben
auf mein dir dargebrachtes Leben,
    obwohl du alles geben willst: —
    ich bin mir fern, du bist dir fern,
    du weisst nicht, ob du alles stillst,
    ich aber weiss, du stillst es gern.
Du sagst, du kannst die Antwort mir nicht geben,
und bist die Antwort meinem Leben.

V.

Mein Leben war in Lüge,
mein Leben war allein,
du reichst mir volle Krüge
aus Brunnen dein und mein.

Der Welten Ungrund find ich
und alle sag ich wahr,
mein Tiefstes nie empfind ich
und bringe dir es dar.

VI.

Du bist die gute Heimat mir,
der friedenärmsten Seele,
und kennst dich nicht, als ob zu dir
ich in der Not mich stehle.
Der Heimat ist man nicht zu Gast,
man trägt sie in der Seele,
sie sehnt sich her, in unsrer Rast
empfängt sie, was ihr fehle.

Der Held enteilt der Heimat jäh,
ihm wird die Welt zur Beute,
er kehrt zurück zur Heimat eh
die ganze Welt ihn freute.
Mir ist die Heimat immer da,
der jedes Räubers Beute,
dein Nehmen ist ein stillstes Ja,
begrenzend all mein Heute.

VII.

Ich wähnte mich das Kind,
dich die erfahrene Weise;
wir gingen beide blind,
du sprachest mir zu leise.

Du bist mehr Kind als ich,
die unerfahrene Weise;
du weisst dein Lieben nicht,
du lebst so tief und leise.

VIII.

Die Tiefen rissen auf —
was kann die Tiefen schliessen?
du wirfst dich stumm darauf:
die blutenden Tiefen fliessen . .

O fülle deine Schale!
o wende deinen Blick!
lass fliessen aus der Schale —
wir schliessen unsern Blick.

IX.

Du ruhst am Wurzelgrunde
und schweigst und wachst: —
ich irre um die Runde
und suche jene Kunde.
Ich suche jene letzte,
die du nur schweigst,
der immer Taubenetzte,
von Traum zu Traum Gehetzte.
Gib Teil an deinen Gründen,
die du nur wachst,
wo alle Tiefen münden
und tiefe Seelen schwinden.

X.

Ich bin zu dir hinabgestiegen,
wo raumlos reiche Liebe nimmt:
mein Schweres will mit mir entfliegen.

Es muss den Stürmen unterliegen,
bis deine Nähe mich vernimmt —
ich bin der steten Ruhe Wiegen.

XI.

Es schmerzt mich, dass die Fläche
sich ebbend, flutend regt,
mit angewohnter Schwäche
so manchen Nachen trägt . .
Es stört mich aus der Ruh
in einen linden Traum;
du drunten bist die Ruh
und über mir ist Schaum.

XII.

Dein Letztes anzusagen
sprichst du in mich hinein:
du durftest also wagen —
wir bleiben beide rein.

Vergiss nicht, Unbewusste,
was du uns da getan:
du gingest und ich musste
dir nach auf meine Bahn.

Rudolf Pannwitz.

Urvision.

Im Traum der Sehnsucht schwebt eine Welt,
Die ohne Raum zusammenhält,
Und der Zeit entflohn.
Wo der Vater und der Sohn
Ihrer Spiegel trübes Bild zerschlagen:
Und mit engverschlungnen Händen,
Alles Zweiseins Leid zu enden,
Einen goldnen Reif zur Tiefe tragen:
Da die Mutter sitzt an dunklen Bächen
Überm Abgrund, dessen Säulen brechen.

| | | | | | | |

Abwärts — abwärts — Abgrundgleitend atemlos
In der Tiefe Schoss.
Sehnsuchtsausend, Brandungbrausend;
Wo die Leere aufwärts quillt
Und dich füllt
Über deinem Haupt zusammenschlägt:
Eines Kölnerdomes fliesenlose Säulenhalle.
Drin ein Flüstern wächst und steigt und schwillt und von dem
Weltfernes Echo frägt. [Knauf mit Donnerschalle
Wölbewurzeln treiben lichtwärts, und im höchsten Himmelsbaum
Wiegt der Traum.
Schlanke Lilienstengel spriessen,
Schäfte schiessen,
Und es grüssen
Aus den Chören Kelch und Kronen
Wo die schlanken Töchter wohnen.
Brücken bersten über Häupten
Die in Brunnen lagen und nun Lichterüberstäubten.
Aus der Mutter Herz das glühte
Quoll ein Schnee: der blühte
Aller Blumen blendend Weiss.
Schwerter sind emporgeschossen
Grün und scharf, dass Ströme flossen
Rotes Blutes: dass der Hölle Sammetflammen loschen —
Alle Schlünde gähnend offen
Strahlten mild im grünen Hoffen.

Hat die Mutter unsern goldnen Reif gesteckt
An den Treuen Finger: und die Hand gereckt
Hoch!
Eine Riesin: die aus tiefster Schwere
Haupt und Hand hebt in die höchste Leere:
Bis der Töchter Jüngste sich herniederbog
Und den Ring nahm, von der Mutter Treuem Finger zog.

Hat ihn still versenkt
In den Lilienkelch aus Mutterherzen......
Das schrie in Schmerzen
Mutterselig, Weibgekränkt:
Dass der Töchter Tränen flossen
Und ein Regen sich ergossen
Urbefruchtend: gattend mit der Mutter Blut:
Im Bösen gut —
Da ward das Leid in Lust geboren
Und alle Tiefen standen weit; und Höhen:
Da war kein fernster Stern verloren
Und schickte Botschaft: seines Fünkleins stilles Wehen.
Urallgewaltig ballte sich das Sehnen
Der ewig aussen rollenden
Urzwietracht: einer Mitte Zeugnis zollenden —
Da flossen aus des KINDES Augen erste Freudetränen.

Otto zur Linde.

Für K. K.

Bist du ein Flösser am Flusse des Lebens:
Du weisst, dass immer das Ufer sich ändert.
Einst war es bunt; das vergisst du nicht.
Jetzt ist es flach; und auch das ist gut.
So kannst du weithin schauen!

Bist du ein Flösser am Flusse des Lebens,
Ein Flösser, welcher nur einmal die Fahrt zum Meere macht:
Du vergisst, dass die Welle dich führt!
Weilend du schaust das bebaute Land,
Stossen die Flösser vom Walde ab.
Wie bunt es dort jetzt ist,
Was weisst du davon?

Aus Fernen mussten wir einander
Entgegenziehn,
Damit die Augen in verwandte sahen.

Und Blick in Blick gesenkt
Mussten wir
Die Hände fassen.

Und wie wir Hand in Hand
Dastanden,
Mussten sich die Lippen finden.

Aus Küssen haben wir uns dann
Vereint.

Das Schicksal führt uns noch in neue Fernen.
Das Schicksal muss uns beieinander lassen.
Von nun gilt unser Wille.

Gyges und sein Ring.

Ich las und lebte.
Dann aber sass ich wie ein Toter da.
So ziehen dem Gestorbenen die Lebenden
Gleich Schatten vorüber
Wie mir die Menschen, unter denen
Ich lesend lebte. —
Lang ist der Dichter tot.
Ich werde zu ihm gehn. Ich werde
Mit ihm von diesen Menschen reden.
Da fliessen wir zusammen! —
Nun mag mein Schatten aus dem Grabe steigend
An meiner Statt mein Leben weiterführen.

T. P. Heinrich.

Wir litten,
Da einst wir
Uns wahllos
Entzündet:

Und fordern
Doch Flammen
Von jedem
Der Tage.

Wir retten
Die Freude
Nicht über
Die Zeit hin:

Das Mass
Des Lebens
Ist Wechseln
Der Ziele.

Da sitzen sie,
Und tuen nichts,
Und denken nichts,
Und hassen nichts.

Was soll der Stolz?
Er giebt uns Mut
Zu neuer Pein!

Und ganz zuletzt
Ist unser Leben
Nur ein klein wenig
Anders gewesen.

Du lässt die Gespielen
Und stehst vor der älteren ruhendem Blick.

Von wenigen lernst du
Und sind sie gegangen
Verhöhnst du auch sie.

Du jauchzst wenn du einmal
Dir selbst nicht mehr nachgehst
Und lässt dich nicht los.

Paul Gloede.

DIE HOFFNUNG aber bleibt,
ob Jahr und Seele fliesse,
die aus dem Ring mich treibt,
eh er sich bannend schliesse;

Die jedes Glück mir nahm,
die jedes Glück mir schenkte,
die wägend Stolz und Gram
mir in mein Fruchtland senkte:

Die meinem Auge gab
der Farben heilige Sieben,
und meiner Hand den Stab
und meiner Brust das Lieben;

Die zwischen Rausch und Pein
mich führt auf goldner Brücke,
wo ich mir kinderrein
die Himmelschlüssel pflücke.

Rudolf Pannwitz.

Wir wollen nichts: aber es liegt uns daran, unserem Sein wie es in Leben und Werk sich von selber Form giebt, durch dieses Unternehmen auch ein äusseres Zentrum zu verschaffen. Wir sind keine Mystiker; sondern wir geben einfache Wirklichkeit, und es sind ja deren letzte Elemente in allen Sphären einander so entsprechend, dass es keines Symbols und ausdrücklichen Stiles bedarf, wenn man je einmal das All oder Nichts gefühlt hat und in reiner Hingabe lebt. Der Charon fährt die Seelen über den untersten Fluss, aber er fragt sie nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen, und es ist ihnen ja von nun an keine wesentliche Schranke mehr gesetzt, da sie schon hinüber sind. Der Leser wird uns oft sehr schwer finden, da wir lauter Dinge sagen, natürlich wie sie durch uns hindurchgegangen sind, aber ohne dass sie in uns bleiben und wir uns dann in ihnen spiegeln; so ist auch nicht zu vermeiden, dass unsere Sprache manchmal in ihrer Einfalt sonderbar klingen muss. Auch uns ist das Volkslied ein Höchstes, aber wir denken nicht daran, es nachahmen zu wollen, da wir in einer ganz anderen Sphäre leben und nur in dieser wahr und schlicht sein können. Für uns hat nicht nur Göthe gelebt, sondern auch Kant, und beide sind uns nicht allein historisch wuchtende Persönlichkeiten, sondern allgemeine und ewige Mächte. Wir suchen keinen Ausgleich, wir sind nur der Tatsache unterworfen, dass von beiden in uns ist. So werden wir uns in accidenteller Notwendigkeit nicht nur mit dem Volksliede, sondern mit allen Richtungen hin und wieder berühren und doch keiner einzigen angehören. Daraus ist klar, dass im Charon sehr Mannigfaltiges stehen wird und dass die Einheit schwer auffindbar sein wird. Doch wollen wir suchen, jedes Heft in sich vollkommen zu runden. Vielleicht ist gut, darauf hinzuweisen, dass zum Runden auch einige Schiefheiten gehören. Wir vermeiden alles Halbe und lieben eine unerschrockene Konsequenz. Reinstes Spiel auf der Fläche gilt uns gleich dem Wohnen in den untersten Gründen, auch ein elementarer, also nicht wollender Drang irgendwohin kann als einfaches Dasein überzeugen. Natürlich sind unsere Aeusserungsformen Dichtung, Philosophie, Darstellung weit zu fassen. Es liegt uns fern, unsere Beiträge historisch zu ordnen, da uns unsere eigene Geschichte gleichgültig ist, und wir bringen Frühestes und Spätestes bunt durcheinander wie ja das Mutter Erde in ihren zusammenhängenden Gebilden auch tut.

Die Herausgeber.

Die gelüstige Statue.

Das war die gelüstige Statue, die immer von dem Weihnachtsbaum gegessen hat wie die Eva im Paradiese von dem Apfelbaum, und stand in der Ecke auf einer Säule. Daneben also stand der Christbaum mit all den Süssigkeiten, das war sehr verlockend für eine gelüstige Statue. Aber denke dir, was sie des Nachts getan hat, sie hat immer genascht, denn so was Schönes hat sie in ihrem Leben noch nicht gegessen. Es ist fast unglaublich, werdet ihr sagen, aber die Eva hat auch vom verbotenen Apfelbaum genommen wie die Statue vom Christbaum. Die Kinder hatten es doch gleich bemerkt, dass jeden Tag ein anderes Stückchen vom Christbaum fehlte, und er wurde immer leerer und bekam an allen Seiten Lücken. Aber der Papagei hat es an den Tag gebracht, denn Lora hatte flixe Augen und gute Ohren, sie konnte also alles sehen und hören was im Zimmer passierte. Wäre er nicht immer in seinen Käfig eingeschlossen gewesen, so wäre der Verdacht leicht auf den Papagei gefallen. Aber die Lora sang es in allen Melodieen, dass die Statue vom Christbaum genascht hat, und die wurde von allen ausgelacht und schämte sich ihr ganzes Leben.

Verena zur Linde.

Tage der Erkenntnis

III. 2

Nach meinem Traume trat ich vor den Weisen und begrüsste ihn. Mein Vater, sagte ich zu ihm, es gibt noch gute Menschen. An sie will ich glauben und von ihnen lernen. Du bist ein König unter den Weisen, aber bist du auch glücklich, bist du in deiner Weisheit niemals grausam? Mein Vater, du liebst doch die Menschen wie mich, dem du zum Guten rätst? — Da sprach der Weise: Wehe dir, dein Zweifel ist die Ursache all deines Leidens, und du willst vom Zweifel nicht lassen. Es ist besser nicht zu glauben als mit dem Wissen zu spielen. Dein Glaube ist deine Liebe, dein Zweifel ist ihr Tod. — Da entgegnete ich: Nicht an dir zweifelte ich, aber ich will keinem unrecht tun. — Da sprach der Weise: Du hast die Wahl. Diene dem Guten oder Schlechten, denn beide sind gleich wert. Aber folge nur einem: trägst du beider Bild in deinem Herzen, so möchtest du zu wählen begehren und dich einem von beiden gleich achten. Und das bringt grosse Gefahr. — Mein Vater, rief ich aus, ich diene dem Guten, was hänge ich sonst an dir? — Da sagte der Weise: Ich bin dir nur der, für den du mich achtest.

E. P.

Urvater.

Urvater ging zum Fichtenstamm:
Du sollst mein Weggeselle sein,
Mein Ragebaum daran zu lehnen,
Mein Streiter in der Stämme Stoßschlacht.
Mit deinem Stachel brichst du Brüste
Gewölbte dröhnende Brüste; du wirst Blut trinken.
Urvater ging zu wandern.

„Hoheh! Wer kommt da mit schlankem Tritt
Über die Heide, vom breiten Strom?
Wer steigt zu Berge? Wahr dich des Wegs!"
„„Hoh! finstrer Alter. Was dein Wahren?
Mein Arm ist jung, und dein Bart ist weiss,
Und am Ragebaum lehnst du zu rasten. Ich wirble ums Haupt
Mein Stahlschwert. Siehst du's blitzen?""

Da hat Urvater den Sohn erkannt,
Den rüstigen Sohn an den raschen Worten,
An der schmalen First unter der spitzigen Faust,
Und dem braunen Rundmal: das Achselhaar
Und das Knöpfchen der Brust recht zwischen beiden
Wie eine Nuss lag es auf weissem Fleisch
Die Mutter trug es an selber Stelle.

Aber so schied das Schicksal. —
Da schrie das Schwert mit schrillem Klang
Am Stamm zu splittern: der stiess den Stachel
Ins braune Nussmal, in die weisse Brust,
Und trank sich voll des Blutes: aus der Lunge,
Aus dem Herzen, auf seinem Weg. Da schaut er siegsingend
Unter der anderen Achsel heraus.

Urvater geht am Ragebaum
Den Weg zu Berge, den Weg zurück.
Er trägt die Last zwischen Kopf und Schultern,
Dass des Toten Gesicht hintüber fällt:
Gelbringelhaar auf Urvaters Rücken.
Urvater schwankend steigt zu Berg:
Aber wo Tapfen liegen, rechts links, und Stammloch, inmitten
Fliesst rotes Blut zu Tal.

Urvater steht auf höchstem Berg,
Auf kahler Kuppe wo kein Kraut hinkriecht.
Urvater ragt. Aber sein Ragebaum
Um Haupteslänge: sticht in die Himmel.
Und die Sonne steht im Rücken, dass ein Schatten sich legt.
Schaftschatten, Nachtstrasse, Todstrom der Ebne,
Vom Gebirge herab, über die Heide, über den Breiten Strom,
durch alle Lande, weit hinaus ins Meer.
Urvaters Bart flattert, dass Wind und alle Wasser sich kräuseln.

Urvater stiess den Fichtenstamm
Ins harte Gestein, in den tiefen Schacht,
In den Bauch der Erde. Da sprangen Blutquellen.
Da stieg die Säule und trug zu schwer
Und breitete Äste: Blutbaum der Welt. —
Da floss es zu Tal und ersäufte das Meer;
Und ersäuft die Länder, und den breiten Strom,
Und tränkt die Heide, beleckt den Berg.
Aber am Baum steht Urvater und hält die Wacht
Ihn überschatten die Dächer des Blutbaums.

Otto zur Linde.

Caliban.

SHAKESPEARE GEWIDMET.

Da war das Mondkalb auf den Meerblock gefallen,
da barst der Hexe Wanst,
da lag milchlos der Misswurf:
beim Wasser, im Torf, schwarz und schwül
klumpend in klebriger Erde
der Leib schlug aus in Haar und Gras —
eia! Caliban eia!

Kam ein Schiff vom Sturm gekippt,
Windwasser weht die Leut zu Land,
stossen das Ungeheuer mit Füssen.
Zauberer zwingts dem Fichtschaft ein,
dient dem Zaubrer das Ungeheuer,
schleppt und beisst und lässt sich schlagen —
Caliban! armer Caliban!

Den Säufer bestiehlts: es versucht zu nippen,
es säuft sich satt, bis es überläuft:
< Niemand soll meinem Gott was tun!
Was befiehlst du, mein Gott? dulde nicht dass sie mich beschimpfen!
Bandest mich los von dem Mann mit den mächtigen Büchern.
Gieb mir die Flasche! ich trage sie sicher. > —
Caliban! dummer Caliban!

Kam eine Leiche mit langem Haar,
er drückt die laue bis sie schwitzt,
setzt sie aufrecht in die Nacht.
Er reibt die Schöne, sie tat nicht Bescheid,
und auch den Würmern wehrt sie nicht,
er hat seine Lust und Last mit ihr —
küsse! Caliban küsse!

Der Luftgeist machte Lichtmusik,
der Meerblock kreiste wie geführt,
das Schiff ging ab, die Leiche verweste. —
Im Schlamm kroch schluchzend das Wasserwild,
blies Giftblasen bleckend grau und grün
und heulte den Mond wie ein Hund an —
weia! Caliban weia!

Rudolf Pannwitz.

Der Held.

Als der Held vor die Jungfrau trat
Der Kraftstolze unter der Rippe das Mildherz,
Sank ihm der Wille — der mächtig ihm vordem
Angeschwollen ein Weib zu umschlingen
Dass es am Boden liege bepackt mit wuchtendem Weltmeer —
Sank ihm: und sank (und der Held) in sanfte Flut;
Und er beugte sein Haupt und stand vor der Jungfrau.
Die bangte: den Stolzen zu sehen in Demut, den Starken in Ohnmacht.
Nie noch schlug ihr das Herz in Haft so:
Die sich vor zornigem Augstrahl nicht abwand
Zittert den Scheitel zu schauen und fragt in die Ferne,
Träumend der Knechtschaft seligsten Traum.
„Ist es dein Wille, mein Herr, so will ich dir dienen;
Denn ich muss ja und habe nie anders gewollt.
War ich stolzer denn du da du mein nicht begehrtest,
Deinem Bangen bietet mein Bängstes tiefselig in Wehnot
Furchtsamen Schoss; sanft sinnt auf Dienstspende
Dem zürnenden Herren zu danken die Magd."

| | | | |

Als vom Hofe des Königs entwichen Walther und Hildegunde,
Wartete Fährnis dem Freund ihr im Lande der Franken;
Feinde folgten und Hildegunde fürchtete Todnot des einzig Geliebten.
Und Walther bedurfte zu rasten, bedurfte der Wacht.

„Hier lege dein Haupt mir in Schoss, dein Schwert mir zur Seite,
Zu schlafen hungerts wachem Rat und Tat.
Dein Herz begehrt den Traum zu speisen
Aus meinem Munde hauch ich meine Seel' in dich. —
Du schläfst und lächelst und du weisst's nicht. Ach! mein Wissen wacht
Und weint; und weiss dass dir ein Wachen wird
Wo meine Hut den Schleier hebt
Den ich um dich gewunden, süsses Haupt im Schoss.
Dann trittst du frei in fremde Herscherwelten
Mein stolzer Recke, meiner Liebe Kind.
Mir bleibt zu weinen und zu ängsten, den Verlornen einsam lassend;
Und deine Tat ist's: ob du sterbend mich allein lässt,
Und siegend deine Magd, die zitternde, in Gnaden lädst.
Oh schliefst du ewig, süsses Haupt, im Schoss mir
Der Frauen Seligkeit ist Frauen Hüten
Ach meine Hut ist wach.

Otto zur Linde.

Wie Thor seinen Hammer von den Riesen heimholte.

Wild ward Thor da er aufwachte
und seinen Hammer nicht fand.
„Wer hat meinen Hammer, Miölnir, meinen Hammer?
ich find ihn nicht."

Er schüttelte das Haupt, er riss seinen Bart,
er rannte gegen die Wände:
„Was noch auf Erden niemand ahnt
oder im Himmel: mein Hammer ist mir geraubt."

Und das erste Wort das er sprach war:
„Ich will meinen Hammer!
Willst du mir, Freya, dein Federhemd leihen?
Lohi, komm! wir durchsuchen die Welt nach dem Hammer."

Flog da Lohi. das Federhemd rauschte,
die Riesen waren versammelt.
Auf dem Hügel sass Thrym,
schmückt die Hunde mit goldnen Halsbändern.

„Wie stehts mit den Asen, wie stehts mit den Alfen?
was suchst du in Riesenheim?"
„„Schlecht stehts mit den Asen, schlecht stehts mit den Alfen:
du hast wohl Thors Hammer.""

„Acht Rasten tief unter der Erde liegt er —
Wirb mir Freya zur Braut!
an euerm Hammer liegt uns nichts,
aber am Weibe!"

Flog da Lohi, das Federhemd rauschte,
Thor stand vor der Halle.
„Hast du den Hammer?"
„„Thrym will Freya zum Weibe.""

Sie gingen Freya, die schöne, zu finden
und Thor sprach:
„Wir gehen nach Riesenheim, Freya,
darum lege das Brautlinnen an."

Freya fauchte vor Wut,
und die Halle der Götter bebte,
sie schmiss ihren Halsschmuck ab:
„Nach Riesenheim? bin ich denn mannstoll?"

Dann versammelten sich alle Asen,
und alle Asinnen unterhielten sich,
wie man Thrym prellte,
und kam ihnen nichts.

Da hub Heimdall an, der der helleste ist
und von den Wanen die Weisheit der Wasser kennt:
„Machen wir Thor zur Braut!
Leg er das Linnen an!

Das goldne Halsband leg er an!
er klingele mit den Schlüsseln!
blitzende Edelsteine vorn auf der Brust –
das wird ihm gut stehn.“

Thor ergrimmte:
„Wie ein Weib soll ich aussehn?“
Lohi sagte:
„Sonst erschlagen sie uns mit dem Hammer.“

Lohi schirrte die Böcke an:
„Ich bin geschmückt als eure Magd, Frau Thor.“
Felsen brachen, Funken stoben,
da Thor donnernd gen Riesenheim reiste.

Anhob da Thrym: „Bestreuet die Bänke!
die goldhörnigen Küh, die rabenschwarzen Rinder kommen heim,
die Schätze klappern, das Mahl ist bereit, die Gäste haben sich eingestellt,
fehlt nur Freya.“

Das Fest hub an.
Thor ass einen Ochsen und acht Lachse,
das süsse Geschleck ferner,
und drei Kufen Meths trank er.

Thrym ärgerte sich:
„So frisst und sauft meine Braut?“
Lohi sagte:
„Sie genoss neun Nächte lang nichts aus Sehnsucht.“

„Thrym war geil und wollte sie küssen,
der Schleier war davor;
und er lüpft ihn mit den Fingern,
er riss aus bis in die Ecke.

Thrym schalt:
„Die hat ja Augen wie Brand!“
Lohi sagte:
„Sie schlief neun Nächte lang nicht aus Sehnsucht.“

Kam die Schwester der Riesen,
traurige Vettel,
die unfruchtbare,
die widerwärtige:

„Weh! weh! ihr Lustigen!
habt mein ganz und gar vergessen.
Brautgabe heisch ich: Gold und Gunst,
sonst weh euch!“

Thrym lachte auf:
„Hihi, bei Freya ruht sichs besser.
Den Hammer her!
Nun weih ich mir die Braut.“

So bebte niemals Thor.
Ihm lachte das Herz im Leibe;
auf sprang er
und zerschmetterte ganz der Riesen Geschlecht.

Im rasenden Zorn,
weil er den Hammer hatte,
hieb er blind um sich,
es scholl im Saale.

Erst traf er Thrym,
dann die Schwester, der Riesen. —
so holte Thor
seinen Hammer sich heim.

Rudolf Pannwitz.

Plötzlich erfasst mich ein Taumel.
Den noch eben ruhig lebenden
Aber das heisst Leben allein!
Worte bestürmen mich:
Ich erkenne sie wohl: meine Worte.
Mit denen bin ich
Sie wild vor mir herstossend
Diesen dunklen Berg
Atemlos hinangestürmt.
Immer die Tannenschlucht zur Linken.
Mit denen hab ich
Oben an der Wange des Gipfels
Sanft geruht,
Und sie baten die Wolken,
Von meinen Füssen den Staub zu nehmen.
Mit denen schwang ich
Mich durch die Luft.
Ach und ihr dort, ihr traurigen,
Ihr verliesst mich stürzenden durch die Helle
Fallenden in das Dunkel.
Aber ihr, ihr tratet zu mir,
Und ihr tröstetet mich.
Ja ihr seid es!
Aber ihr andern, ihr seid es nicht.
Geschwister seid ihr, nachgeborene,
Der Worte, die ich mir einst auf der Fahrt
Freundete.

Ihr wollt mich bei der Hand fassen.
Lasst mich!
Der grosse Hund bellt.
Ich soll aufs Meer.
Sie sitzen ja alle am Strande
Und sehen den Wellen zu.

Sehet den hellen Wind,
Der sie über das Meer
Hinbreitet.

Deinen Saum
Fass ich, lieber Wind!
Wo ist deine Hand?
Wie blickt dein Auge?
Ach, er entschwand,
Und nur sein Gewand
Liess er zurück.
Schon umflattert es
Meine Schulter.
Weh! Es entführt mich.

Sieh am Himmel rosne Länder,
Rosene Zungen in goldener See,
Goldne Fluten, Wandervögel,
Silberne Schiffe mit grünlichen Segeln,
Blaue Schwingen, Wandervögel,
Heimwärtskehrende über die See.

Die Nebel steigen,
Es fällt das Laub.
Die Vögel schweigen,
Die Wasser nur ertönen;
Noch ziehen ihren Wagen
Die Rosse der Tritonen,
Sie schnauben in feuchtem Lauf.

Der Wind bespannt mit Segeln
Alle Boote im Meer.
Die Wellen küssen die Ruder,
Töne schwingen die Fahnen einher;
Und es klingt der Sang
Wohlüber das Meer.

Aber ihr, ihr dunklen Bäume,
Eure Zweige, eure Blätter
Drängen die himmlischen Röten zurück,
Schwärzen das Gold; nur hellere Sterne
Dringen durch euer düsteres Zelt.

T. P. Heinrich.

Des Glückes Talrast.

Der Blick vom Berge ins breite Feld,
Auf den blinkenden Strom, auf die Berge da drüben:
Hinab, querüber, hinauf — und die Welt
Ist weiter nicht: als die Sonne gestellt
Den Kuppelschild, den Blendlicht-trüben.
Der wendet umfriedend die Breite zum Bande;
Der wölbt überbauend die staffelnden Lande,
Der bricht die Brücke der Sehnsucht am Rande
Und hält auf dem Pfeiler uns fug im Gefängnis
Und wehrt der Weite flutwälzenden Wahnbedrängnis.

Schau: unter der Sonne wohnt kein Wahn.
Auge und Fuss und die Sommergedanken ....
Die Welt ist wirtlich, begrenzter Bahn.
Wir wissen die Zeit der Trauben nahn,
Die hängen an Reben und kletternden Ranken.
Und Rosen weiss unsre Hand zu pflücken;
Wir trinken am Quell. Und beim Niederbücken:
Wer steht da kichernd mir hinter dem Rücken?
Wer drückt auf die Augen mir sammtene Hände?
Und frägt mich dreimal: ob ich den Namen fände?

Die Stimme verstellt. Doch nimmer lügt
Das kichernde Echo. Wo immer ein Händchen
So lind liegt, ans Auge ein Finger sich schmiegt:
Ein Finger, ein rechter, vom Goldreif umfügt —

Wo immer ein baumelndes Seidenbändchen
Den Hals mir streift — Da soll ich noch raten
Wer solche schleichenden Schelmentaten
Wer mir auf sonnigen Wiesenpfaden
Rosaumränderte Finsternisse
Ums Aug legt? Hier hast du die Antwort. Nun zähl du:
drei Küsse

Otto zur Linde.

Bangts mich so im Schilfsgespräche,
Hab noch keine Ruh.
Möcht dir wohl die Hände schütteln:
Ach das Blut ist schnell.

Würfe mir die grüne Welle
Ein feins Liebchen her!
Würde sie auch herzlich pflegen
Recht im Mondenschein.

Muss ich mir den Hut aufdrücken,
Dank dir hundertmal!
Mütterchen blickt nur zur Seite,
Küsst mich noch einmal.

Einsam bist du und hast einen schlechten Tag,

Dich lockt das Elend der stolzen und eigensinnigen Arbeiter.
Scheust du den Kalkgeruch
Und Mittags den schlotternden Gang aus der Kneipe?

Ein Buch nach dem andern schiebst du zurück,
Und wie ein Weib sprichst du:

Käme doch einer! ich will ihm mit munteren Gesten
Meine Öde schauspielen,
Oder lieber mit Licht und Thee auf dem Teppich
Langsam die Freude zu uns ziehn.

Aber glaubt er nicht, wirfst du traurig den Gedanken weg;
Und glaubt er, nennst du ihn einen Dummen.

So ist das Leid gegangen
Nur wie ein Tag im Jahr.
So ist das Glück gekommen,
Wie wenn es immer war.

Ich geh und steh und blicke
Und summe vor mich hin.
Ich hab ein Licht gesehen,
Das leuchtet in meinem Sinn.

Das glänzt bei meinem Tagwerk,
Bei Tische um mich her.
Ein freundlich bedächtiges Leben
Geleitet mich hin und her.

Paul Gloede.

Sie nippen und trinken
Keinen Tropfen.
O dass sie kämen
Den Kelch zu stossen
Und sie ihn brächen! —
Dann hätte ich Ruhe
Vor mir selbst.

Erich Ryl.

Der Totenwagen.

Drüben an meines Nachbars Gartenmauer
Stand ein Totenwagen ganz in Trauer.
Vier Männer trugen den Sarg heraus,
Darinnen lag die Braut im Totenhaus.
Sie haben sie in den Wagen geschoben
Und für immer und ewig war sie aufgehoben.
Zwei Pferdchen so schwarz wie die Nacht
Haben die Tote weg gebracht.

Verena zur Linde.

Das Wasser.

Als das unendliche All und das unendliche Nichts verflossen war, so blieb etwas übrig und das war Wasser. Immer und nie, überall und nirgends, gestaltlos und endlich war das Wasser. Es hatte keinen Widerspruch und auch nicht seines Gleichen. Es war unsichtbar und unerschöpflich. Aber wer geschlossene Augen und Siebe hat, der kann davon schöpfen. Und wer einen fühlenden Leib hat, der kann darin schwimmen. Der Geist kann das Wasser so wenig begreifen, wie das Wasser den Geist. Es sind wirklich keine Feinde, aber auch keine Freunde, und sie kommen mit einander aus. Es sind auch nicht die beiden einzigen Elemente, es giebt noch viel mehr, das Endliche ist ja unermesslich. Das Unendliche wissen wir, das Unermessliche denken wir, und insofern kann der Geist solange das Wasser denken, bis er sich selbst hinweggedacht hat und das Wasser fühlt. Und steigen wir dann erquickt aus dem Bade, so fühlen wir unseren eigenen Leib, werfen uns ins Gras und geben uns den Strahlen der Sonne hin. Kein Element ist undurchdringlich und einem anderen unzugänglich, aber keines kann ein anderes werden, und keines mischt sich mit einem anderen. Wenn ein Element oder auch mehr beinahe zu nichts wird, so entsteht freilich ein neues Element, aber es verleugnet doch seinen Ursprung nicht. Jedes Element hat seine Geschichte, nur vermag sie niemand zu begreifen oder zu schreiben. Wenn ein Knabe durch einen Fluss geht, so ist es möglich, dass aus dem Wasser ein Mann an das andere Ufer steigt. Jedes Element ist dem anderen so ähnlich und unähnlich, dass die wechselnden Beziehungen zwischen ihnen allen Zufällen überlassen bleiben, wobei sich denn aus Wiederkehr und Gewöhnung andauernde Verhältnisse knüpfen mögen. Kein Element kann sich selbst sehen, am wenigsten ein so scharf geschliffener Spiegel wie der Geist. Aber desgleichen kann kein Element ein anderes sehen, am wenigsten ein so taubes wie das Wasser. Wir kennen nicht unsere Eltern, sondern nur unsere Kinder. Alles Erste: — was wir nicht sind — und alles zweite: — was wir sind, ist uns verborgen, aber was das erste und zweite erzeugt, das Dritte ist uns wohlbekannt. Da nun aber die Eltern Kinder und die Kinder Eltern sein müssen, wissen wir von allem etwas und nichts ordentlich.

Das Wasser wollte in sich selbst versinken und fand einen Grund, der es aufhielt, vorbei- und durchliess; es wollte sich selbst übersteigen und fand eine Höhe, die es zerzog, hinauf- und zurückdrängte; es wollte alle seine Ufer überfluten und fand, wo es verrinnen konnte. Es kam aus der Höhe und aus der Tiefe und von den Bergen herab und vereinigte sich in einem weiten Kessel. Der presste es zusammen, so dass es gleichmässig einsank und auf der metallenen Oberfläche spiegelte, was es irgend erreichen konnte. Das veränderte seine Oberfläche, indem sie nun von allen umliegenden Farben und Dingen wechselweis zerbrochen wurde, und es tauchten immer neue Oberflächen auf, immer neue Oberflächen unter, so dass statt den Dingen und Farben die verdrehtesten Zerrbilder zu sehen waren, die man denn auch auslöschen kann, wenn man mit der Hand über das Wasser dahinstreicht. Doch ist es ergötzlich, sie anzuschauen, da sie übermütige Wiederholungen der Farben und Dinge scheinen und unsere Sinne lieblich betrügen. An dem Ufer des Sees standen Kinder: sie wollten greifen, was sie sahen, und fassten ins Nasse hinein. Dann schickten sie soweit sie werfen konnten Steine und Hölzer in den See und sahen es eintauchen und manche auch auf dem hellen Grunde liegen bleiben; die Ringe wurden immer grösser um die Stelle, wovon man es sich zurückholen konnte. Die Kinder zogen nun eins nach dem anderen ihre Kleider aus, damit diese nicht nass würden, und gingen ins Wasser hinein. Einige ertranken, einige badeten sich, einige lernten schwimmen. Der See war in der ganzen Gegend berühmt wegen seines schönen klaren Wassers. Die Fischer wohnten an den Ufern rundherum, schickten ihre Ware in die Nachbarstadt und von dort kam sie bis in die Hauptstadt. Von einem der Uferhügel floss eine Quelle in den See, die war heilkräftig, besonders in Verbindung mit der starken Luft und dem gesunden Tannenduft, und so ward der See immer mehr aufgesucht und geschätzt. Als es kalt wurde, erstarrte seine Oberfläche mit, und darunter konnte man die Fische schwimmen sehen. Aber es setzte sich immer mehr Wasser an die Kruste an, und schon nach einigen Nächten, wo man es donnern hörte, hatte die Oberfläche sich gesenkt und den Kesselgrund füllte eine einzige feste Masse aus, die man wie eine andere Talsohle überschreiten konnte. Diese Masse spiegelte also auch bei stürmischem Wetter, und sie war stellenweise so durchsichtig, dass man an einer bestimmten Stelle die eingefrorene Nixe erkennen konnte: ganz klar den Umriss ihres weissen Leibes, der zusammengekauert und mit dem Haar nur wenig geschützt war, und darunter dann wieder Eis. In

jedem Frühlinge kam allerorten, und besonders in den Niederungen, soviel Wasser zusammen, dass der See überlief. Er gelangte in die Nähe eines anderen Seees und dieser war ihm schon entgegengekommen, stand aber mit einer ganzen Kette von überlaufenden Seeen in Verbindung, und so kam alles Wasser, das hier keinen Raum hatte, in den grossen Strom. Der hatte ein tiefes, breites, bequemes Bett, das die anwohnenden Städte und Staaten fest eingedämmt und reguliert hatten, und wo keine Klippen und Strudel hinderten, konnten die Schiffe mit ihrer Fracht sich von dem Wasser bis ins Meer hinein tragen lassen. Der Strom war so wichtig, dass von seinem Besitze die Existenz ganzer Völker abhing. Ich hatte das Meer noch nie gesehen. Spät am Abende kam ich an, und es fügte sich so, dass ich nicht mehr an den Strand gehen konnte. Ich hatte mich schon immer hierhergewünscht. Auf der Bahnfahrt fühlte ich mich schon halb am Meere, als die strenge schwere salzige weiche Luft an mir vorüberstrich und die Ein- und Aussteigenden sich behäbiger bewegten. Ich hielt erst ein blaues Flachsfeld am Horizonte und dann das grosse Haff für das Meer. Mit den höchsten Erwartungen, die von dem ewigen Wogenrollen angenehm übertäubt wurden, schlief ich in dem fremden Stübchen ein. Ich hatte den kleinsten Eindruck von dem Meere, als ich es zum ersten Male sah, den grössten, als ich ihm den Rücken kehren und die Düne hinabsteigen musste. Ich habe es in allen Abstufungen der Bewegung und Beleuchtung gehabt, wandernd, badend, segelnd, rudernd. Ich wollte einen Winter lang da bleiben und ein Fischerepos dichten, denn es rollte seine Wogen wirklich wie Verse ans Land. Es war manchmal Sturm, und ich hörte von dem Untergang von Schiffen, aber ich empfand immer nur ein Gleichgewicht der unendlichen Fläche. Ich lernte die Odyssee verstehen und an die griechischen Götter glauben. Ich begriff auch Thales von Milet. Religion und Chemie rückten mir nahe an einander. Nur augenschmerzende Gemälde konnte ich nicht ertragen. Ich war von allen kleinen Gedanken gereinigt. Aber wir wollen hier lieber abbrechen. Denn soviel etwa wollte ich vom Wasser erzählen, und es ist Zeit, dass man im Vorfrühlinge dem natürlichen Lauf der Wässer still nachgeht, über Wiesen hin, der noch dazu von den zierlichen jungkräftigen Pappeln schon vorgezeichnet ist. Da bleibt man fromm.

Rudolf Pannwitz.

März 1904.

Endymion.

Selene,
der Tag entschlief, die Nacht erblühet,
und um uns duftet
die liebe tiefe Nacht.

Doch in der Einsamkeit
ist gar zu klare Helle,
und meine Kammer redet nicht mit mir; —
ich lausche: was von draussen spricht zu mir?
mich fassen unsehbare Hände
warm an und führen mich.

Es ist noch alles stumm —
— und Himmelbläue Silbersterne Lichtgewölke
es ist noch alles tot;
und tot ist auch der Sang,
der süsse in den Rosen, tot das Flüstern
der Liebenden, ihr freies leichtes Schreiten . .
Ich aber muss im Monde wandeln.

Du fern Gebirg
scheinst mir ein klares Glas —
o hin zu dir! — o ich erinnre mich —:
du bist so scheinend von Selenes Glanz,
denn sie ist die ich sehe hinter dir,
und neigt den schönen Kopf und weint nach dem,
der ohne Weinen immer traurig ist,
weil er den Mond schwer findet wo er wandle . .

Dies aber zwingt sie hoch,
ihr rötlich Haar umfliesst die zackigen Gipfel,
entgegen schwimmt mir ihr Gesicht.

Ein sanfter Taumel nimmt mir
Gedanken und Gefühl
und ich vergesse was ich weiss,
vergesse auch,
dass ich dich liebe, und dies ist am schwersten; —
dann wird mein Gang vergleichbar
dem Fallen eines Mondenstreifens
auf kühle Teiche und in tiefe Menschen,
und es beginnt die Nacht
und weckt die Welt vom Wachen auf,
dass sie zum Leben
entschlummernd träume oder anders taumle . .
Ich aber sehne mich nach dir,
Selene!

Wo bin ich?
wer bin ich?
es duftet um uns —
was spricht zu mir?
o Nacht! — o Rosen! —
o Liebende! — o freies leichtes Schreiten! —
ihr rötlich Haar umfliesst die zackigen Gipfel —
ich aber muss im Monde wandeln —
es ist noch alles tot —
— Selene!

Kommst du? komm ich?
du brennst so kühl wie keine Sonne,
du lächelst wie der Tod so treu,
ich aber sehne sehne mich.
Ich gehe auf dem klaren Glas,
ich liege in dem schwarzen Grün,

du schimmerst — und ich sterbe ab,
du beugst dich — und ich bin nicht mehr, —
wehe! ich sehe
dich noch! vergieb und schliesse
mit diesen weissen Fingern meine grossen Augen,
damit ich dich nicht sehe,
damit du mich küssest,
damit wir nicht wissen,
ob wir uns küssen — Selene . .

Ergehe dich nun
in der Nacht meine Seele und ergehe dich unter den Sternen:
schwarz schweigt was du siehst und hell glänzt was du suchest
jedoch in den Fernen
— du wirst sobald nicht ruhn.

Unbegrenztes Leben.

Nun lieb ich alles, was dem Unendlichen
in Liebe nahend steigt und fliesst und nimmer ruhen will
und nicht geliebt wird und nicht sterben kann
und auch nicht leben — und was zwischen Osten und Westen
und Himmel und Hölle ein weisser Schatten erscheint
in der Mittagzeit, in der heissesten Zeit, in der stillsten,
und das allen Dingen den einzigen Glanz verleiht
wovon sie glänzen als kämen sie soeben
aus unsrer schrankenlosen Zukunft an
und wären eingenickt und wüssten nicht
— noch von der weiten Reise müde —
dass wir sie sehn mit unsern armen Augen . .
Das aber lieb ich nun, was mit dem Sinn
der Tiefen voll, die güldenen Formen füllt

und sprengt und überläuft und sich blind ergiesst
in Fernen, vor denen mein Blick nicht erschrickt,
doch sich hinziehend und sich ausweitend am Anfange abreisst
und mir entschwindet — und ich ermatte langsam . .
Und also lieb ich auch, wenn die Menschen vergessen
was sie erst wollten, und sei es im Traum oder Leben
als Taumelnde gehn und wissen dass sie taumeln,
und keines Weines Bedürftige immer Berauschte
ihrem Gotte folgen den sie nie sahn oder nannten,
mit gewaltigen Stirnen und halb verschlossenen Lidern:
sie feiern sich selber in lachenden Festdithyramben,
sie löschen die Sterne die frech ihren Scheitel belasten,
und werfen die Zeit eingepresst in goldene Bälle
über Schneeglockenbeete und Röte der herbstlichen Waldung
im heiligen Eifer
titanischer Seligkeit, liebend, mit Hand und Blick
entgegen den Liebenden, eines dem andern.

Ich habe die klangvolle klagende Stimme
der Schwäne die ewig sterben müssen:
und auf meinen kupfernen Abendflüssen
das herzliche Härmen schlohweiss schwimme!

Und ich mag mich nicht sehnen, ermüdet und heiter,
und manchmal nur singe ich toll für mich hin:
und Frau Zukunft die spinnt ja mein Leben bunt weiter,
dieweil ich verlassen und ungläubig bin.

Rythmisches Wogen.

Wäre nicht alles ein rythmisches Wogen,
aufwärts und abwärts gestossen, gezogen,
leise im Kreise verschlossen dem Drang,
sprengend den Ring, der ein Reifes umrang:

Liesse sich nicht die Vergänglichkeit tragen,
nicht die verwegne Verewigung wagen,
auch nicht ertötender Harm oder Heil —
nur aus dem Flusse erraff ich mein Teil.

Eh ich in Ketten mein Dasein gebunden,
ist schon das Erz in dem Roste verschwunden,
eh ich den Ketten entwunden den Leib,
hebt ihn gen Himmel ein rettendes Weib.

Eh ich der seligen Ewigkeit trunken,
loschen in Tränen die göttlichen Funken,
eh ich die Meere der Trübsal durchmass,
längst ich — ein Phönix — die Schwere vergass.

Wein ich, vom schmerzenden Ich zu gesunden,
bin ich schon lächelnd mir selber entwunden,
bis das verzehrende Du mich befreit
wieder zurück in die Ureinsamkeit.

Auch mit dem All mich titanisch zu mischen
ist mir geglückt, an den himmlischen Tischen
sass ich, versank in den ältesten Schlund —
nirgend, ja nirgend ist haltbarer Grund.

Fesselt mir je eine Form dies Verflammen,
kracht auch das Weltall vernichtet zusammen,
denn es gebraucht den beweglichen Geist,
der es durchdringt und durchwärmt und durchkreist.

Alles was atmet ist mir ein Geselle,
Fels atmet heiss, kühl atmet die Welle,
neidische Nacht, die die Sterne verscheucht,
segn ich befruchtend im Wettergeleucht.

Rudolf Pannwitz.

Nacht, Lüge und Dirne.

Ein Schreien wie von trunknen Bäumen
Ging durch die Lüfte . . .
Hörtest du nichts?
Voller Toten stöhnen die Grüfte,
Sie harren des Lichts . . . .
Hörtest du nichts?
War es vielleicht des Blutes wildes Träumen?

Und wieder dieser wildgewordne Schrei . . .
Du Lied der Tiefe! Ich erkenne dich!
Ich ging so oft achtlos an dir vorbei
Und wollte dich nicht hören, ich sag es frei,
Doch jedes mal rührte dein Flügel mich.
Ich wollte nicht, doch stets fiel noch ein Laut
Aus deinem Lied in meiner Seele Nacht . . .
Jetzt ist sie voll der Töne, — wie eine Braut
Nach ihrem Liebsten, — also schreit sie laut
Nach jenem letzten Sang, der sie zur Pracht
Der ungeahnten Fülle reifen macht.

Und also rufend neig ich meine Stirne . . .
Wird wohl die Tiefe ihre Boten senden?
Seh ich noch heut der Riesenberge Firne,
Von denen dunkle Sagen leben mir im Hirne . . . .
Da zuckten Blitze über den Geländen,
Und vor mir standen die Nacht, die Lüge und die Dirne.

Lied der Nacht:

Willst du dem allzuklaren,
Dem menschlich-wahren,
Dem aller Rätsel baren
Tag entfliehn:

So komm! Auf wunderbaren
Goldenen Sternenhaaren
Wollen wir, Wolkenkorsaren,
Ins Dunkel ziehn!

Ich bin die Nacht: sieh, meine Lieder
Kennst du schon lang.
Neig ich im Sternenmantel mich nieder
Flutet und schwillt in der Brust dir der Sang.

Lass drum das Klare, liebe das Dunkel!
Stammst ja selber aus Tiefen und Graus!
Statt Sonnenstrahlen — Sternegefunkel
Breite ich segnend über dich aus.

Schon erklingen die Saiten . . .
Blick in die Weiten!
Siehst du sich breiten
Brennend die Sterne . . .

Mag der Tag uns entgleiten,
Wir werden stolz schreiten
Durch Rätselweiten . . . .
Komm in die Ferne!

Lied der Lüge:

Wie eine Tulpe bin ich anzuschauen,
Die üppig bunt im Frühlingskleide brennt.
Doch in dem Kelche schläft ein süsses Grauen,
Das unter Menschen nur der Sänger kennt.

Ich bin die Herrin aller eurer Lieder,
Und euer Denken ist mir untertan,
Und meiner Worte düfteschwerer Flieder
Begleitet euch noch in den Todeskahn.

Und alle Bilder, die von fernen Welten
Ihr euch mit Aug und mit dem Hirn ersonnen,
Sind, ehe sie sich euch gesellten,
Durch meine Lilienhand geronnen.

Willst du nun gross, willst du unendlich werden,
Das Ewig-Rätselhafte neu gestalten,
Statt Menschenworte nimm dann Sterngebärden
Und küsse knieend meines Mantels Falten!

Lied der Dirne:

Aus Nacht und Lüge, wie du, geboren
Mein Dichter! Mein Sänger! Ich liebe dich!
Wir beide aus Tiefen zum Lügen erkoren:
In Liedern — du, in der Liebe — ich.

Lass mich dich fassen, heiss dich umwinden
Mit meinen Armen, die glühen vor Lust,
Ich will mit Küssen, wie mit Fesseln, dich binden,
Sieh nur, wie weiss, wie heiss meine Brust.

Komm doch zu mir! Ich will dich belügen,
Will alles dir geben, was Glück dir verleiht,
Und dann . . . in meinen versteinerten Zügen
Siehst du das Urbild der Ewigkeit . . . . . .

Und wieder war ich einsam . . . .
Doch seit dieser Stunde
Seh ich in allem Tieferes sich regen
Und fremde Sprachen höre ich auf meinen Wegen,
Die bis dahin dem Ohre tot geblieben.

So fühle ich mich immer mehr entwachsen
Dem lauten Tag . . .
Bald gehen meines Wagens goldne Achsen
So hoch ich mag —
Weit über den Tag!
Und immer tiefer sehe ich hinab,
Und immer höher lass ich meine Blicke fliegen . . .
Und ich erkenne nun:
Eins ist das Grab
Mit unseren Geburten, unsern Wiegen . . .
Wer immer auch dem bunten Tag entliefe,
Der ist schon glücklich,
Der gelangt ans Ziel:
Denn Eins ist nur die Höhe und die Tiefe.

Maximilian Schick

Seele woher?

Dunkel sinkt die Nacht hernieder.
Und mit schwarzer Fackel wieder
Weltentiefen sie durchhellt.
Blindem Tageslichte wehrt sie
Und mit Finsternis durchklärt sie
Sonnenlöschend rings die Welt.

In des Tages lichter Hülle
Schien des Weltenraumes Fülle
Greiflos, stofflos, leuchtend leer.
Aber nun seh ich im Dunkeln
Tausend helle Lichter funkeln
Weithin übers Himmelsmeer.

Müde werd' ich nie, den blauen
Ozean der Nacht zu schauen,
Der sich über'm Haupt mir spannt.
Goldne Inseln seh' ich leuchten
Aus dem Meer, dem Ätherfeuchten,
Wenn des Taglichts Nebel schwand.

Durch des Meeres blaue Wogen
Kommt des Halbmonds Schiff gezogen,
Dort im Osten taucht's herauf.
Zwischen tausend Inseln schwimmt es,
Durch die tausend Inseln nimmt es
Westwärts unbeirrt den Lauf.

Heimatsuchend in die Ferne
Fliegt mein Geist durch tausend Sterne
Lautlos zwischen Nacht und Traum.
Sterne nahen, Sterne schwinden,
Kann den Heimatstern nicht finden —
Und die Welt versinkt im Raum.

Das wahrste Wissen ist ein stiller Stern,
Der mir in Traumes Seele einsam glomm
Am wachen Himmel nun sein Fünklein fern:
Das grüsst und tröstet: und das macht mich fromm.

Das ist ein mildes Sehnen. All die Funken
So weit und wahr: ein tausendfach Gedenken
Wann mir in Seele Allerseel gesunken —
Vom Traum nur Träume kann das Wachen schenken.

Ich seh dich, Liebste, aller Tag und Nächte,
Ich seh dich nimmer wie mein Traum dich sah.
Du bist die Eine mir die Ruhe brächte,
Dich trinkt mein Herz — doch du bist nimmer nah.

Denn meine Seele sehnt sich, 'weil die Herzen
Im Gleichschlag klopfen, 'weil die Lippen schliessen.
In deinem Arm schreit meine Seel' in Schmerzen,
Ich liebe dich und möchte in dich fliessen.

Ich liebe dich, du Meine, ich der Deine,
Ich — ach nur dich, dich Allereine Du.
Oh du! Wie still — da wach ich auf und weine
In deinen Armen find ich keine Ruh.

Ist unsrer Seele nur so kurz vergönnt
Der stille Tod? Ich les' dein friedlos Fragen
In Augen dir, wie's dir aus meinen höhnt.
Mein armes Lieb! Nun will ich nie mehr klagen.

Wir wollen tragen unsre Sehnebürde,
Wir wollen leiden was den andern kränke,
Wir wollen warten wann ein Frieden würde
Der dich und mich und unser stumm versenke.

Wir wollen Sterne zählen die gestanden
In unsrer Träume Traum. Wir suchen fromm
Traumspuren die vorm Tag nicht ganz entschwanden —
Wir wollen wandern, Liebste, nimm und komm.

Nimm du mein Herz und trags in stillen Händen,
Ich trage deins. Es blutet wo wir gehn.
Oh klage nicht! Es muss der Tag sich wenden
Dass unsren Blutpfad keine Nacht mag sehn.

Und aller Nächte eine Nacht muss kommen
Da unsrer Träume Sternheer leis verglüht,
Da unsrer Seele Stern, der nie verglommen:
Da Allerseelensonne traumerblüht.

DIE KUGEL III, 11.

Kenne dich selbst, das ist der Wahrheit innerstes Zentrum
Wo sich Anfang und Ende mit der Mitte vereint.

Kenne dich selbst im Selbst, kenne dich wieder im Aussen;
Aussen und Innen umspannt einig das einzige TU.

Könntest du aussen wohl sein, wärest du selbst nicht innen?
Wäre wohl einsam dein Herz, schlüge im Zweiten nicht deins?

Droben auf tausend Sternen singt die Sehnsucht ihr Urlied.
Einsam träumst du und lauschest — kennst du dein Wiegenlied nicht?

Es ist ein Ton geklungen
Von Ruhland übers Meer
In meinen Traum geklungen —
Warum klingt es und singt es nicht mehr?
„Die Welt ist gut, die Welt ist eins,
Der Traum ist Urmusik;
Und Gott ist Liebe Sohn und Geist . . .
Und eins ist Gott und ich.“

Weit! — Weit! — drüben in Ruhland
Hängt eine Harfe am goldenen Baum:
Da streicht der Wind durch die silbernen Saiten
Die klingen in meinen Traum.
Weit! — weit übers Lichtmeer
Gleitet ein schweigender Kahn.
Und eine einsame Taube
Die kommt von Ruhland geflogen
Über die Wasserbahn.
Es zieht eine wandernde Welle
Auf glatter träumender Flut
Die hat ein silbernes Stirnband
Das glitzert wie Maienschnee.
Es schwimmt ein goldner Apfel
Vom goldenen Harfenbaum

Den hat der Wind gebrochen,
Der über die Saiten strich.
Er ist ins Meer gefallen
Und treibt auf endloser Fläche
Einsam uferverlorn.
Da kam ein Sturm geflogen
Sausend und brausend daher
Von Reuland über der Wüste —
Da sank gebrochenes Fittichs
Die Taube trostlos ins Meer,
Da ist die einsame Welle
Gequollen himmelan
Und hat das Meer verschlungen
Und Taube und Apfel und Kahn.
Da haben die Saiten geklungen
So klagend übers Meer

Da ist eine Saite gesprungen
Und riss eine Wunde in meinen Traum
Als wenn mein Herz zersprungen wär:
Die Harfe im goldenen Apfelbaum
Klingt nun und nimmermehr.

Ich hab im Traum geweinet
Das war ein Schmerz so weh
Und meine Thränen flossen
Wie Öl aufs wogende Meer
Da glätteten sich die Wogen
Da sass ich im kleinen Kahn
Den trieb die einsame Welle
Über die Fläche dahin
Da nahm ich den goldenen Apfel
Und auch die Taube in Kahn
Und liess im Kahn mich treiben ....

Und war eine Stille in Lüften
Ein Frieden wunderklar.

Weit! — weit! — drüben da drüben
Unter dem goldenen Apfelbaum
Singt ein Kindlein ein Wiegenlied.

Leise leise gleitet mein Kahn
Zur Allerseeleninsel
Über die schweigende Flut.

Blonder Knabe im lockigen Haar
Traum der Seele die schuldlos war
Süsses Jesukindlein!
Singst das eine urewige Lied
Singst der Menschheit Wiegenlied
Das ich in Ruhland gesungen.
Liebes lächelndes Brüderlein
Warum liessest du mich allein?

Warum nur im Traum der Nacht
Darf ich bei dir sein?
Warum sang ich mein Wiegenlied
Warum sang ich in Ruhland nicht
Unter dem Apfelbaum?
Warum sing ich im Traum der Nacht
Warum sing ich mein Wiegenlied
Ach! so ganz allein?

„Brüderlein in Sünde
Warum bist du ein Mensch geworden
Mensch der Zwietracht, Mensch der
Warum Brüderlein? [Schuld?
Schau die silberne Saite riss
Schau dein Herz ist wund
Kommst du nun zu mir zurück
Brüderlein?“

Klingt so süss und klingt so weh
Sündenwissend sündenrein
Wieder mein Kinderstimmchen:
Es ist ein Ton geklungen
Von Ruhland übers Meer
Es ist eine Saite gesprungen
Die klingt nicht mehr.
Es ist ein Echo gewandert
Nach Ruhland über das Meer
Das hat eine Botschaft verkündet
In Reuland über der Wüste
Nun ist es heimwärts flogen
Nach Ruhland übers Meer
Da wird ein Lied gesungen
Von Ewigkeit her.
„Die Welt ist gut die Welt ist eins
Der Traum ist Urmusik
Und Gott ist Liebe Sohn und Geist
Und eins ist Gott und ich.“

Otto zur Linde.

Jch habe nie gezweifelt, aber auch nie gewusst. Wie kann ich zweifeln, dass ich da sei, und wie soll ich's wissen? Aber das schlimmste ist die Wahl. Das ist das Vielleicht zwischen Ja und Nein. Und ich ging das Vierte zu suchen.

Und ging in aller Welt. Aber wo ich auch frug, da waren noch weitere Welten; und wo ich auch stand, das half mir nichts. Denn was soll mir das was fernab liegt, wenn mir das nächste kein Wort des Trostes zu sagen weiss.

So wendete ich mich und kam zum Mittelpunkt der Welten, der sich auftut nach innen. Der Flug ging sausend, aber je weiter ich eindrang umso unendlichere Welten strömten mir entgegen. Und ich frug die Sonnen des Punktes: ist das mein Weg? Sie antworteten mir: Ja, du gehst einen Weg. Und ich frug: bin ich am Ziel? Da tönte es in der Runde: Nein, denn es ist ein Weg. So komm ich zum Ziel? Vielleicht — eines Weges oder des andern ... Aber das Vierte ward mir nimmer zur Antwort.

Da blieb ich wo ich war. Und siehe: ich stand nicht allein. Denn ich frug und antwortete: Ja und Nein und Vielleicht. Aber das Vierte fand ich nicht in mir. So stand ich vor mir ohne Antwort. Da frug ich den, der vor mir ohne Antwort stand. Und es war nicht anders. Frug den dann, der vergeblich frug. Und den, der auch dann noch nicht antwortete. Oh das war ein Wandern von Allermir zu mir und mir, und jedes Du blieb stumm.

Sind wir nun oder seid ihr's, wie ihr und Ich, und ich? Oh könnt ich sterben? Aber Liebste, du neben mir, du in mir, sag: bist du wie ich? Wie können so viele Viele lieben? Und wir zwei lieben einander doch! Aber Du, Du, Liebste, Du — ach nun bin ich wieder aufgewacht. Wie war das noch? Da liebt ich dich nicht, als du warst. Da warst Du und ich war nicht. Ist das das Vierte?

Wie ich still sinne und einwärts frage von mir zum mir des mir: da — da — wo das Innen sich engt und das Aussen sich schliesst ein innen umschliessendes Aussen und Ring auf Ring ansetzt und wo das Innen Innenring und inneren Ring ins Innerste hineinsinnt, da — da — wo da Innen seiner vergisst und das Aussen seiner vergisst: überall das ander zu sein — Horch! Alle Ringe singen. Oh das ist ein Ton, der hat alle Stimmen und Töne und klingt einer Stimme und eines Tones: der sagt das Vierte. Das ist überaus gewiss. Oh

das ist — wenn ich's nur sagen könnte! Aber zwischen ihm und Euch bin ich, zwischen ihm und Euch seid Ihr. Und meine Rede ist nimmer der Ton. Aber die Stimme steigt aus den Stimmen. Und der Ton klingt aus in Tönen. Und was davon auf meine Lippen kommt — ach es ist ein weiter Weg, den ich nie ganz zu wandern vermochte. Habe meinen Ton nicht aus erstem Munde. So hört was ich sage und glaubt mir nicht! Ihr müsst still sinnen und einwärts fragen. Dort bin ich nicht bei Euch und meine Rede verstummt dort vor der Stimme und dem Ton. Ihr und ich: wir können nicht zueinander reden. Ihr und ich: keiner redet, der sich höre. Wer aber findet das Vierte?

Otto zur Linde.

Zwei Stunden aus dem Leben des Herrn Friedrich Rethwisch.

Der Herr Friedrich Rethwisch hatte in seinem Sommeraufenthalte am Meere nach vielen Gesprächen mit seinen lieben schon lange verheirateten Freunden und Freundinnen den Entschluss gefasst, sich ein Weib zu suchen. Auf der Rückreise stiegen ihm, je mehr er sich all den erinnerungsreichen Stätten wieder näherte, die Gedanken an seine letzte Geliebte auf, die sich ihm immer noch versagt hatte, obwohl sie keinen anderen so liebte wie ihn. Er sah sie wieder vor sich, wie sie sich einst seines Kusses erwehrt hatte, er malte sich aus, wie es sein würde, wenn sie sich ihm endlich ergäbe, und er überlegte, welche Antwort sie ihm morgen auf seine vor drei Wochen gestellte Frage geben würde, falls er sie wieder aufsuchte.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ob sie ihn wohl heute Abend in seiner Wohnung erwarten würde. Dann fand er aber in seinem Briefkasten einen Brief seiner früheren Geliebten, bei der er sich, um sich im schlimmen Falle zu trösten, und auch aus dem Bedürfnis, jemandem wieder nahe zu kommen, der sich ihm ganz hingab, schon seit Langem angesagt hatte. Da breiteten die lieben unbeholfenen und doch so einheitlichen Schriftzüge ein anderes Bild vor Herrn Friedrich aus. Er sah sich wieder ankommend, wie er oft gekommen war,

und sie den Torweg aufschliessend, wie sie sich dann umarmen und wie sie vor Freuden kein Wort redet, ihn dann hinaufführt und sie zusammen sind.

Und dann schaut er weiter. Nach einer schönen Zeit wird er zurückkehren müssen, er wird seinen Entschluss ausführen und ein Weib zu erringen suchen. Dann hebt ein wundervolles Leben an. Aber vorher wird die Zeit schrecklich sein, und die Verantwortung gegen sich und die Gefährtin wird ihn fast erdrücken. Dies lenkt ihn zu dem ersten Bilde zurück, das doch auch des Schönen genug hat. Aber er fühlt sich nicht mehr in den Dienst seiner letzten Geliebten zurückgezwungen.

So bleibt die Wage in der Schwebe. Und es muss der unwürdige Schritt getan werden, dass er einen anderen die für ihn selbst zu schwere Entscheidung leichthin geben lässt. Herr Friedrich Rethwisch will also morgen trotz des Entschlusses, den er am Meere mit seinen lieben Freunden und Freundinnen gefasst hat, die Antwort auf seine vor drei Wochen gestellte Frage hören. Doch immerhin liegt die Meinung bei ihm zu Grunde, dass, was er zunächst versucht, jetzt noch das Bessere ist. Es ist auch das Schwerere (o unglücklicher Beweggrund): denn leicht ist es für ihn, zu seiner früheren Geliebten zu fahren und mit ihr von seiner baldigen Heirat zu sprechen.

Aber obwohl sich Herr Friedrich nun so entschieden hat, nicht das zu tun, was er auf jeden Fall tun kann, sondern zunächst das andere zu versuchen, an dessen Ausgang er dann doch für lange Zeit gebunden ist, hängt er mit seinem Gefühl noch an seinem eigentlichen Entschluss. So bringt er es fertig, zwei Vorbereitungen zu treffen. Und wie er anfragt, ob er die eine am nächsten Morgen sprechen kann, hat er schon den Koffer wieder gepackt und den Fahrplan nachgesehen, um im schlimmen Falle zu der anderen zu fahren und für immer von ihr Abschied zu nehmen.

Jakobus Hartmann.

Du Haus im dunklen Laube,
Du Haus am weissen See:
Vom Erker neigt die Traube
So ernteschwül, todweh.
Des Schweigens süsser Glaube:
Nun büsst der Herbst am Raube
Dass es stillsanft vergeh.

Es wiegt die Tann' in Winden
Der lau von Abend streicht.
Ach! kann kein Herbst entzünden
Die Rose die erbleicht.
Das ist ein mählich Schwinden
Und kann den Tod nicht finden
Und hält sein Haupt geneigt:

Sich neigend zu erwarten
Was kommen wird und will.
Im schlummermüden Garten
Stehen die Zeiten still.
Wann schwenkt die bang erharrten
Flatternden Siegstandarten
Der Sturm im Kampfgewühl?

Er kommt. Drum mag er weilen.
Mein Abend am Gestad
Wird ach so bald enteilen
Bevor der Morgen naht.
Im See des Hauses Säulen
Streift die Sonne mit Pfeilen
Und trifft ein Rosenblatt.

Das möcht ins Fenster schwimmen,
Das gar so dicht verhängt.
Des Abendscheines Glimmen
Getrübt den Strahl versenkt.
Du Haus im tiefen Himmel
Du schweigst so schwere Stimmen
Ins Rosenblatt gedrängt.

Du Haus in kühlen Fluten
Du birgst des Leides schwer.
Drin meine Schmerzen ruhten
Schliesst mir die Wiederkehr.
Du Haus in Abendgluten
Nun wollen wir verbluten
In Nacht die Seele leer.

Wir bluten aus den Wunden.
Steht offen deine Tür.
Da tritt zu keinen Stunden
Die Eine mir herfür
Sie schläft auf andern Grunden
Im See ist kein Gesunden
Er äfft mit Wunden mir.

Das Wasser ist so öde
So stumpf erglänzt das Haus.
Da schaut mit Augen blöde
Ein Fisch zur Tür heraus.
So stumm wie seine Rede
Legt sich die Nacht, und jede
Letzte Hoffnung lischt aus.

Nun muss der Tod sich heben
Da gar die Sonne schied:
Der über alles Leben
Das schwarze Bahrtuch zieht.
Nun ist ein letztes Beben
Dem Müden noch gegeben
Davor die Seele flieht.

Dann eilt der Wind aus Osten
Dann rast der Sturm zu Nacht,
Der ersten Schnee und Frosten
Aus Winterleid gebracht.
Die Seele lechzt zu kosten
Das Dunkel: dem kein Glosten
Des Frührots mehr erwacht.

Du Haus im Schneegebreite
Du Haus der Wendenot.
Durch deine Tür, die weite,
Geht Leben weder Tod.
Der Eissee dir zur Seite
Er spiegelt — der beschneite —
Keine Rose weiss und rot.

Otto zur Linde.

Lieder.

1.

Will mich nun befrieden,
Still und glücklich sein:
Sind wir auch geschieden,
Bin ich nicht allein.

Will den Gram verschmerzen,
Ganz auf dich vertraun,
Still in meinem Herzen
Einen Garten baun.

Lieber Garten, Segen
Spende um dich her;
Blühe, allerwegen
Reife goldenschwer.

Baum und Frucht behüte
Heller Sonnenschein . .
Stehst du erst in Blüte,
Ziehen wir hinein.

2.

Komm, eh es noch zu spät,
Eh uns die Flut verspült.
Die Leute wissen Rat
Und haben nie gefühlt:

Was weiss auch solch ein Tor
Von dem was dein und mein?
Und gibt es einer vor —
Mein Kind, das kann nicht sein.

3.

Am Himmel blinken zwei Sterne
Freundlich und milde sie schweben,
In glücklich siegender Ferne
Winket ein himmlisches Leben.

Am Himmel die Sterne blinken
Und blenden den tastenden Blick;
Wollte der eine versinken
Dann käme, dann käme das Glück.

4.

Seh dich draussen schweifen
Sitze drinnen still
Kannst du es begreifen
Wenn ich zaudern will?

Weil ich lange säumte
Liebte ich dich nicht?
Komm du ewig Erträumte
Komm o komm und sprich!

5.

So schön, so heilig, und doch so bang,
Selig, voll Liebe, doch trunken,
Innen, tief innen, doch eisern der Sang:
Glühe! will Lichter und Funken.

6.

Solltet schweigen Lieder
Bis ich dich geküsst,
Und nun greif ich wieder
Zu Papier und Stift.

Warten, wills erwarten
Doch ich wart nicht lang,
Blühen will der Garten
Lieder will mein Sang.

Liebes Herz sei still,
Was ich dir beschied
Was ich soll und will,
Beides: Kuss und Lied.

Erich Ryl.

Der Tanz.

Orpheus lag zerfetzt: die Schenkel
Hier, und da das Haupt vom Rumpfe,
Weil er in den Rasenächten
Eurydikes Ruhm gesungen.

Tanze Bakche! Bakche schelle!
Schrien sie, den Gesang verdunkelnd,
Welcher aufdrang zu den Sternen,
Zu den Schatten sank hinunter.

Seine goldne Leier schwebte
Nun am Himmel als Gefunkel,
Und der Sänger eilte heftig
Eurydike nach ins Unten.

Lieb in Lieb, Gestorbne, selig
Tanzen sie entweht dem Blute,
Hell und tief, Wehtrunkne, lächelnd
Schattentanz bewegt in Ruhe.

In den Adern fliesset Lethe,
Stille! stille! schweigt die Runde.
Und es tanzen alle Seelen
Um des ewgen Schweigens Blume.

Lethe rinnt auf allen Wegen,
Spült hinan von Fuss zu Fusse,
Alle Glieder streben weben
Lieb in Liebe gut verschlungen. —

Ach die Armen, die vergeblich
Auf dem Berg dem Gotte rufen:
Bakche! Bakche! töt uns endlich!
Nimm uns, Bauch der grossen Mutter!

Vollen Mondes kalte Brände
Rinnen rinnen, sperrn die Munde,
Schreien Blut; — o sterbet sättigt
Trinkend opfernd Blut im Blute.

Weg die Schellen! ab die Röcke!
Saugt o saugt: nur mit dem Munde;
Lippen zu! und fest die Zähne!
Wie das blutet! wie das mundet!

Seid ihr satt? nun kommen Tänze:
Tänze um das Herz im Busen,
Tänze um den Gott der Seelen,
Tänze um das All im Runde.

Dreht euch Tänzer fest im Flecke,
Dass ihr wirbelt, dass ihr wurzelt,
Eure Glieder fliegen ferne,
Eure Seelen gehen unter.

Lasst den Leib geduldig sterben,
Seelen fliehet zu der Mutter,
Goldner Same Pans des Ewgen,
Wie sie kreisst, mit euch befruchtet! —

Und es fiel die jüngste Tänzrin
Plötzlich um und lag und wusste
Nichts von sich, nichts vom Gewesnen,
Nicht wie ihr gejubelt wurde

Tot der Leib und tot die Seele.
Doch sie träumte: Liedeswunder
Klangen hoch — in wilde Tänze —
Von den Sternen; doch von unten?

Tanz der Schatten selig dämmernd . .
Mitternacht war längst versunken:
Bakchenruf verlor sich ferne,
Eine Flöte rief im Dunkeln.

Rief im Dämmer, schwieg im Hellen,
Vor der Liebsten Tür zu buhlen,
Doch vergeblich, und die Schläfrin
Auf dem Berge wurde munter.

Schritt dahin im Feierernste
Und gen Osten tanzte funkelnd
Die ersehnenden Gelenke
Vom Gewande kaum verdunkelt.

Füllte ganz die Flur des Berges,
Hingegeben einem Punkte,
Fliehend, nahend und vergehend,
Schritt und Blick doch blieb im Ufer.

Und sie spielt auf Leib und Seele
Reinstes Leben wie sie musste,
Dem alleinigen Instrumente, —
An sich selber fluggebunden.

Rudolf Pannwitz.

Die Liebe:

Ein Flügel, der das Dämmer hebt,
Ein Finger, der die Sonne zeigt,
Ein Schleier, der vorüber schwebt,
Ein Blick, dem sich die Stirne neigt.

Wer hört in stillen Stunden
Ferne Gedanken rufen?

Wer aber wagt sich ihnen
Getreu zu offenbaren?

Die stillen Schritte hallen;
Wir fliehen feige zurück.

O siehe die Züge
Der ersten Geliebten:
Unentwirrbar Gemisch
Der tiefsten Bedeutung,
Des schönsten Tuns,
Und kleinlichen Zornes.

Und wenn ich das eine
Zu tilgen vermeine,
Zerrinnt auch das andere.
Ich weine, ich weine,
Beschwöre es wieder
Mit suchender Hand.

Du liegst schlafend; nun entgleitet
Dem Mund Lächeln, das er liebte,
Es ist nun um deine Lippe
Ein Zug des Leides gebreitet.

So steigst schlafend du hinab
Und beutst Qualen deine Seele;
Gefährtin, so hast du Anteil
An unserer Grösse, du Kind.

Der Springbrunn klingt,
Ins Herze dringt
Verzagen und Erinnerung.

Traumvoll das Herz,
Ohn Grund der Schmerz;
Wer weist mir rechte Wege?

T. P. Heinrich.

< Wirkwende >

Otto zur Linde gewidmet.

Verblühtes Sehnen, melodische Hoffnungen eingescharrt:
Den Schatz der Dumpfheit im Garten des Todes unter dem Boden.
Es keimt noch blassgelb wie Wintertrieb und klingt noch,
Ich sitz auf dem Grabstein ewige Dinge murmelnd und stech sie nicht ein.
Enttäuschungen lohnen sich nicht wiederholt zu werden.
Dass ich mich dort fand und doch in mir stand ist Pflicht.
Und leer zu werden von Unrat und Irrsal, Schuppen schiefen Scherben:
Das giebt die verlorene Seele ins Element an heim.
Notwende: man erschrickt wohl und meint, es ginge zu sterben.
Da alle Verwandlungen abgetan sind und kein Kleid zum Antun,
Aber wer Mut hat abzuwarten, der ruht und tut, und die Zeit geht ihm entgegen.

Ohne Erfüllungen — war es in mir oder nur ohnmächtig Wollen? —
Kreist ich immer auf jedem Fleck um ein Ziel.
Zufälle haben mich wohlverständig herumverschlagen,
Aber ich sah überall nur ein anderes Ein.
Ich wies nichts beiseit und schleppte zuviel auf dem weltwunden Rücken.
Und wieder flog ich ein Totenvogel ins Niewo.
Zu letztem Ersterben blieb ich zu stark und zu schwach.
Ich war kein Denker: ich griff doch immer nach Körpern,
Doch griff ich nur Schemen, schädliche, leichtzuhebende Larven.
In meine Gedanken ergoss sich das rasende Blut,
Und dichtend sagt ich die unerforschteste Welt wahr.
Das ist kein Ersatz: man dichtet nicht: wie die Bäume blühen.
Man tut es, aber man könnte es lassen.

Natur! Erst hausten wir falschfreund neben einander,
Als wären es Schwäger, nicht ich und du.
Dann trennten wir uns, und du kamst durch meine Gebiete
Und ich durch die deinen auf Notwegen kreuzenden jenseits der Grenze.
Wir sprachen einige Worte mit einander.
Unendliche Strassen flohen vor dir und mir.
An einem Junimorgen überschütteten mich deine weissen Blüten all.
Mein männliches Sehnen verschloss dir den Mund, mir das Ohr.

Die Elemente genügen der Seele nicht.
Du starrtest mich an aus metallenem blutendem Spiegel,
Als ich dich bettelte: im Buchwald am Waldsee einen Ruhpunkt,
Wo ich mich hinwerfen kann und ausweinen,
Wo die Erde nicht Erd ist und der Stein kein Stein.
Da du mich verachtetest, ward ich Mensch.
Ich kann dich wieder fassen, seit ich kein Mensch mehr bin.

Die Menschen auch hab ich mir fortgerückt
In ein ferneres Reich das von mir und ihnen gleich abliegt.
Wer ertrüge die Menschen ohne sie zu kennen?
Und wer zu lieben was unerreichbar ist?
Das war keine Weisheit: das Herz schmerzt hinter der Brustwehr brennend.
Doch nah ist der Einsamkeit neue Begeisterung.
Wirkwende. Schlafend geht der Leib um
Und weckt den Sinn und die Absicht und das Sein.
Taten stolpern über Brachäcker und lachhafte Spottworte schellen.
Der Sand reizt die todmatten Augen zur sanften Träne.
Die Seele sieht aus sich selbst heraus und findet einige Menschen.
Durch alle Ritzen rauscht eine frische Morgenluft.
Das Gefühl wird kühl und der Frühling ist doch schon näher.
Auf Wolkenteppichen schreiten die formlosen Hoffnungen.
Die Sehnsucht beginnt wieder zu zielen.
Die Scham schwindet zu tun was gut und ein Glück zu ergründen.
Wohltätige Schwere zieht zu Tal.

Rudolf Pannwitz.

Lieb Mutter — weh Vater!

an Paul Gloede.

Mutter! Mutter!
So höre doch!
Den grossen Pan
Habe ich gesehn!
Dort! auf der Heide!
Der blauen, am Berge!
Mutter! Mutter!

Ich hab' ihn gesehn,
Den grossen Pan!
Ich hörte die Sonne singen,
Die Gräser,
Und rufen und jauchzen
Pan! Pan!
Lieb Mutter, lieb Mutter! — —
Ich kann nicht . . . .
Ich weiss nicht . . . .
So komm doch . . . . .
Der Pan!! — — — —

Und Mutter küsste mich und weinte still.

— — — — — — — — — —

Mein Vater, du rufst — —
Ich war auf der Heide — —
Der blauen — — am Berge
Was ich tat? — —
Ich weiss nicht . . . .
Ich kann nicht . . . .
Ich hörte die Sonne . . .
Die Gräser . . . .
Ich sah, . . ich weiss nicht . . .
Ja Vater . . . den Pan —
Ich sah ihn
Dort auf der Heide,
Der blauen, am Berge . . .
— — — — — —
Ach Vater, weh Vater,
Du glaubst nicht — — —
Du zürnst mir . . .
Du schlägst mich . . .
— — — — — — — — — —

Und Mutter küsste mich und weinte still.

— — — — — — — — — —

Carl Leo Wilhelmi.

Tagebuchblätter.

Ein stiller Winkel friedlicher Gemächer
Sei eures Webens Ruhestatt!
Fernab dem Rauch der Grossstadtdächer
Bemalet euch nun Blatt auf Blatt!

Die farblos-graue Lebensweide
Entweihet jeder, wies gefällt.
Ihr, glänzet! goldbeschriebne Seide!
Ein Vorhang trenn' euch von der Welt.

Schlingt nun harmonisch um die Wette
Von Glücks- und Unglücksfühlen gern
Gedankensprudels Strahlenkette
Und betet zu dem Weltallherrn.

Gar mancher mag auch euch missbrauchen
Euch Sinnenfühlen einzuhauchen;
Das will ich nicht: was ich euch gebe
Ist zartes Seelenspinnewebe.

Friedrich Gärtner.

Tausch.

Ich hab was verloren, du magst es erraten.
Und kannst du's erraten, so ist's auch gefunden:
Mein Herz.

Du hast es erraten. Du hast nun gefunden
— Behalt es, ich will es nicht wieder besitzen —
Mein Herz.

So wend dich nicht ab, ich sehe dich lachen.
Ich sehe dich weinen, du hast was verloren:
Dein Herz.

Ich hab was gefunden, du magst es erraten.
Du tust es: so lass mich zum Tausche behalten
Dein Herz.

Nach Kurt Troje.

Bin doch ein Mensch,
Habe Freud und Leid:
Will ja, dass ihr mich mögt.
Hab euch auch alle ein bischen gern;
Warum seid ihr nicht wie ich?
Ist's weil ich grüble,
Auch einen Willen hab?
Bin manchmal gern allein.
Habt ihr denn keine Seelen?

Wenn ich dich nicht mag,
Wenn du mich liebst,
Wer muss das Beides wissen?
Das liegt zu Gottes Füssen.

Paul Gloede.

Geh ich über die Heide grün,
Schaut der Wald aus Stämmen.
Wolken ziehen drüber hin,
Auf und ab schwellen tausend Vogelstimmen.

Oh das ist ein Wogen um mich her
Will mich decken und tragen:
Dass ich meine Lust nicht mehr
Übervoll mag sagen.

Schreit ich aus dem Meer an Strand
Dass ich Atem schöpfe.
An des Waldes schrägem Rand
Über mir die Buchenköpfe.

Aus den grünen Dächern schallt
Mir der Lärm im Ohre.
Und ich gehe, dass mich bald
Schliessen dunklere Tore.

Tannen stehn den Wald hinein
Alle gehn zu Berge.
Muss weit droben Sonntag sein
Stiller Beter Gang zur Kirche.

Und ich geh mit Tann und Tag
Wo der Morgen dunkelt:
Steig nun schon an mitten Tag
Tief auf mich senkt sich die Ruhe.

Hier ist Sonntag über aller Welt
Unter schweigenden Giebeln.
Aller Lärm den Atem anhält,
Nur der Quell darf rieseln:

Der den Hauch des Herrn zutal
Der den Tälern Botschaft künde
Die sich mische in den Schall
Aller Hast und Sünde.

Frommer Tannenwald am Hang
Heimat mir und Hafen:
Da ich scheiden muss hab Dank:
Muss zutal: mein Schifflein laden.

Muss zu Strom und muss zu Meer
Tag und Nächte schwimmen.
Doch dein Schweigen läutet zu mir her
Über alle tausend Stimmen.

Dann nehm' ich vom Kopf den Hut
Deiner zu gedenken -
Oh mir täte eines gut:
Denn mein Steuer lenken.

All dies Treiben, Sturm und Stoss,
Wellenauf und Wellennieder,
Hafenfern und heimatlos -
Oh mir brächte eines Frieden!

Läg ich tief im Grunde tot
Oder über allem Tale:
Sendefried und Wendenot
Schweigender Sonntag im Walde.

Otto zur Linde.

Sag Mutter sag, wie geht das zu,
Wenn ich was Böses tu,
Wie schlägt mir dann mein Herz so sehr,
Ich habe nirgend Ruh.

Du aber hörst und siehst es nicht
Und bist wie immer gut;
Dann werd ich immer trauriger
Und hab mich gar nicht gern. --

Das ist der Heiland liebes Kind,
Der meint es so recht treu
Und will dass an seim Schäflein klein
Auch nicht ein Flecken sei.

Hast du gefühlt des Heilands Hand?
Gewiss.
Ich bin ja heil geworden.
Hast du gefühlt des Heilands Lieb?
Gewiss.
Mein Herz hat er erworben.
Nun lass auch ich mein' Heiland nicht,
Bis mir das Aug im Tode bricht,
Ihm habe ichs geschworen.
Ja ganz gewiss.

Anna Trebut.

Die Wassernixchen.

Tief unten im Meeresgrund wohnen die Wassernixchen bei der Meermutter. Und noch viel andere Dinge sind im Meere, ungeheuer viele Fische, und ein ganz gewaltig grosser Fisch ist der Walfisch. Ihr werdet glauben, dieser grosse Fisch würde alle Wassernixchen mit samt der Meermutter verschlingen. Aber das tut er nicht, denn er kennt seine Wassernixchen und hat sie gerne. Er frisst nur die Leichen auf, die vom Schiff ins Wasser geworfen werden, oder wenn ein ganzes Schiff untergeht und alle Leute ertrinken müssen: diese Leichen frisst er dann alle auf, denn er hat einen ungeheueren grossen Magen und verschluckt einen Menschen auf einen Druck. Aber mit seinen Wassernixchen ist er sehr vertraut, und diese fürchten sich auch gar nicht vor ihm. Ja, er fährt sie sogar oft unten in dem Wasser herum und alle Nixchen müssen sich auf seinen Rücken setzen und die Meermutter ist auch dabei, damit den Kleinen nichts passiert. Die Nixchen haben aber nur ein weisses Hemdchen an, denn sie frieren nicht wie wir und können das Wasser gut vertragen. Aber sie sehen reizend aus, denn ihre Meermutter schmückt sie mit den schönen Korallen und Perlen, die im Meere sind; davon bekommen sie schöne Halsketten und Armbänder. Und ein schönes Bettchen haben sie im Meere, die Bettstelle ist aus Korallensteinen gemacht und darin schlafen sie und die Meermutter bewacht sie. Sie kennen sonst keinen anderen Menschen, bloss einen Wassertaucher, der kommt oft zu ihnen hinab ins Meer und holt von den Korallen und Perlen für die obere Welt, denn die möchten doch auch von den kostbaren Sachen haben. Dann erzählt er den Nixchen und der Meermutter wie schön es auf der anderen Welt ist: aber davon wussten sie nichts, dass es noch ober ihnen eine Welt giebt, soweit sind sie noch nicht heraufgekommen, selbst die Meermutter nicht, die doch schon so alt sei. Er erzählte ihnen von den schönen Blumen, Bäumen und Früchten, von der Sonne, Mond und Sternen, aber die kannten sie schon, denn diese hatten sie doch schon oft gesehen wenn die Sonne oder der Mond zu ihnen ins Wasser hinunter guckt, auch die Sternlein sahen sie oft plitzern und daher wussten sie, dass es Sonne, Mond und Sterne giebt. Aber du bist kein schöner Mann, sagte ein Wassernixlein zu dem Taucher, giebt es dort oben nicht schönere Menschen als du bist? Gewiss giebt es viel schönere Menschen als ich bin, denn er sah in seiner Rüstung recht unfreundlich aus. Und der

grosse Walfisch mochte ihn auch nicht leiden, weil er die Kostbarkeiten aus dem Meere holt; würde er den Taucher mal erwischen, so würde er ihn total verschlingen. Der Walfisch duldet sonst keinen Menschen im Meer als die Nixchen mit der Meermutter, denn diese gehören dem Meer. Als nun die Wassernixchen wussten, dass es noch ein Oben giebt und dass es da viel schöner sein soll als im Meer, da baten sie die Meermutter recht schön, sie solle sie doch nach oben auf die schöne Erde bringen; und da stieg sie mit den Nixlein durch das ganze tiefe Meer nach Oben, denn soweit waren sie noch nicht gekommen. Nun waren sie auf der Erde und die Meermutter stieg wieder ins Meer hinab, denn diese musste unten bleiben und das Meer hüten. Aber den Nixlein gefiel es auf der Erde recht gut und sie hatten noch nie so viele Dinge gesehen. Und da sahen sie auch den Himmel und sagten: ach es giebt noch etwas Höheres als die Erde, das ist der Himmel, dort möchten wir auch hinauf. Und da schwammen sie wieder ins Meer hinab und erzählten der Meermutter wie schön es auf der Erde sei, und dass es ober der Erde noch was höheres giebt, dort möchten sie hinauf. Und da bauten sie vom Meere aus eine steinerne Korallentreppe, weil sie sonst nicht hinaufkommen könnten. Und die Meermutter half ihren Wassernixlein die Korallensteine nach oben zu bringen, sie machte ihnen den Handlanger, und die Nixchen bauten die Treppe nach oben. Da es aber ungeheuer hoch nach dem Himmel ist, hatten sie mit allen Händchen zu tun und sie brachten die Korallentreppe nach neunundneunzig Tagen fertig. Aber solche schöne rosa Korallentreppe hatt' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Und auf dieser stiegen die Wassernixchen in ihren weissen Hemdchen hinauf, eines nach dem anderen, ganz nach der Reihe, so dass die ganze Treppe von unten nach oben voll Wassernixchen war, und es waren viele tausend Stufen. Als sie nun oben am Himmel waren, da stand ein Mann Petrus hiess er vor der Tür und dieser fragte sie was sie wollten, und da sagten sie, in den Himmel. Da rief Petrus den Herrgott und fragte ihn, wollt ihr diese in den Himmel aufnehmen? Der liebe Gott fragte die Wassernixchen, wo sie herkommen und sie erzählten ihm dass sie Wassernixchen seien und aus dem tiefen Meere kommen. Und der liebe Gott führte sie in sein Himmelreich ein, dort lernten sie singen und beten mit den Englein, und die Korallentreppe versank ins Meer.

Verena zur Linde.

Mai 1904.

An mich:

Für Ernst Wilhelm Hoffmann.

Wessen versinnst du dich noch vom Schicksal?
Armseliger!
Du hasts dir genommen,
Im Traume zu schauen,
Was das Leben keinem vergönnt.

So werf ich das Leben hinweg
Um neue Stunden des Traumes!
Denn ich sehe das Ferne,
Ich ahne wohl das Nahe,
Und erschauere dem, das mich berührt.

Doch, was unser Wesen schien,
Ist nur wie eine Zahl:
Sie ist wohl einzig:
Aber nimmer wirst du Höchstes
Und auch nicht das Niedrigste ausmessen.

Noch kennst du dich nicht!
Und spöttischen Blicks
Eilen wir über die Abgründe
Unserer Selbstverachtung hin,
Ziehend die hohe Bahn unsres Seins.

Wer aber dich,
Wogenhinrollender Kampf, schmähte,
Frauen erkämpft er nicht, wie er nie
Selbst sich verspielt, der nicht wagt,
Ein Preis zu sein. —

Hymnen, mein Herz,
Entschreiten den purpurnen Kammern!
Sie brausen dahin und heben im Mass
Auf zu den weissen Schaumkämmen
Die ehernen Ketten der Schönheit!

In ein Stammbuch.

Von andern haben wir was in uns ist.
Doch wenn dies alles auch schon vor uns war,
Nie war es so vereint vor dieser Frist:
Wir haben Seelen neu und wunderbar!

So scheinen wir voll eigner Kraft zu sein.
Und fühlen doch nur so wie andre auch,
Und handeln nach der Sitte, nie allein:
Wie selten weht der Seelen eigner Hauch!

Das Wunder aber wird nur da beschert.
Danach erfasst uns Sehnsucht irgendwann
Und Reue, wenn wir selber uns gewehrt:
Nur den nicht, der sich nie auf sich besann!

Wie wundert es uns, wenn wir andre
Ein Leiden stille dulden sehn,
Das einst ein Teil von uns war, den
Wir nicht mehr haben. Mögen andre

Erzählen, dass sie es besiegt.
Ich weiss nur, dass ich es verloren,
Gedenk des Leidens, das mich Toren
Jahre des Lebens so besiegt,

Dass ich nur mich mit solchen Qualen
Gepeinigt hielt und nicht den Trost
Durch die Gefährten mir erlost.
Und doch entströmen meine Qualen

Den fremden Augen; meine Angst
Schlingen sie ein. Und ich verstehe:
Der nie Gefährten sah, ich sehe
Mich selbst mit meiner Qual und Angst.

Nur deine Seele flüchtet vor dem Bande,
Das über uns die lichte Freude warf;
Du duldest es nur, dich im Festgewande
So hin und her geführt zu sehn. Doch darf
Dir keiner lachend in die Augen schauen:
Du kannst dich solchem Frohsinn nicht vertrauen.

Nur deine Seele weilt nicht in den muntern
Erhobnen Sälen freier Heiterkeit;
Du steigst die finstern Stufen zu den untern
Verschwiegnen Räumen: da ist Stolz und Leid
Und Angst. Du ziehst die Freundin zu dir, flehend
Um eine Antwort, deine Not verstehend.

Sie war mit dir die Wege einst gegangen,
Auf denen sich euch Worte für die Scheu
Vor unedler Berührung heiss entrangen.
Du bliebst, versenkt in deine Tiefen, treu.
Du siehst nicht, dass mancher dein Fühlen teilte,
Den nur die Kraft von dieser Krankheit heilte.

Dein Blick war nach dem einen Ziel verengert;
Die Lippen atmeten Verlangen aus.
Der Weg der Sonne schien dir heut verlängert,
Ersterbend schon im matten Licht der Strauss.
Du hattest diese grossen bunten Blüten
Gebunden, als dir alle Himmel glühten.

Da liess er deine Hände. Doch sein Blicken
Ergriff dich heftiger, und es rief: < ein Raum
Nimmt dich am Abend auf > Doch dies ersticken!
< Er ist darin > so flüsterte der Traum.
Bald war dir alles Frühere versunken,
Du blicktest scheu und lächelnd, starr und trunken.

Dir stand das Tor verschlossen. Auf die langsam
Hergehende fiel, als sie das verstand,
Der Schauer der Vergeblichkeit, und langsam
Verfolgte sie den Weg ins Abendland.
Sie sah das letzte Rot in fernen Zweigen,
Den hellen Stern auf blauem Grunde steigen.

Jemandes Gespräch mit sich selber.

Selber, warum starrst du in das Licht?
Sieh, das Licht hat Leben und du nicht.
Woran denkst du und verschweigst es dir?
Hör, die Welt klagt um verlorne Zier.
Bist du stummer als der schwarze Wind,
Fühlloser als Flammen sind?

Ich will reden, aber ohne Wort.
Solch ein Wort ist weder hier noch dort.
Ich will antworten, was in mir glimmt,
Was mir Leben giebt und Leben nimmt.
Hörst du, siehst du mich? so darf ich ruhn.
Ruhe selber! Du verstehst mich nun.

T. P. Heinrich

Kühleborn (Schluss).

Undine (leise): Heinrich, du hast mich
Einmal geküsst, und daran krank ich ewig.
Heinrich: Das war — im Venusberg . . .

Undine ist tot zu Kühleborns Füssen hingesunken. Er rührt sich nicht. Heinrich beugt sich über sie, sieht ihr starr ins Gesicht, wendet sich ab, sieht scheu seitwärts auf Kühleborn, tritt in die Bäume hinter ihm, setzt sich unter einem Baume zu Boden und ist nicht mehr zu sehen.
Sehr lange Pause, während der Mond und Sterne aufgegangen sind.
Kühleborn steht auf und lädt Undine auf seine Schulter.

Kühleborn:

Urvaterschmerz! ich hab mein Kind verloren,
das mir das Weib gebar. Urvaterschmerz! . .
Komm heim!
(er geht ein paar Schritte)
Du drückst mich auf die Schulter, in dem Rücken
schmerzt michs, der alte Schmerz zieht mir am Herzen
und reissts heraus.
(er bleibt stehen)
Die Leiche drückt nicht mehr, die Leiche ist
zu kalt, mir will der Frost durch alle Glieder
und soll nicht mehr, es ist die Jahreszeit
vorbei für solche Nächte, ich will gleich
die Leiche nach dem Wasser tragen.
(er geht wieder)
Das ist schon wärmer als ein totes Jungfräulein.
Gen Morgen muss ich, an den Heimatsee,
die Sonne unten macht den selben Weg.
Die Wasserfläche hat Glasrinde, und
die brech ich durch, wenn es tot nunterfällt
bis in den Grund, der fliesst in lauen Wirbeln . .

Es soll nun tauen. Es war Schnee genug
und Eis genug, die Brunnen füllen sich,
die Quellen strömen aus: du Blut der Erde!

du Winterwende! vor ihrs blühen lasset,
bin ich hinab ins kalte klare Wasser,
da bin ich heim.

(er eilt sich)

Der Leichenvater stiehlt sich aus dem Grünen,
ihn darf der Mond nicht sehn, der ist so weiss
wie seine totgeborne Tochter, und
zieht ihm die Stirn in Falten: ich hab nie
gezeugt und nie gemordet, und die Erde
und dein Gesicht und ihr Gesicht, das ist
doch alles weiss von meinem Weiss.

Urvaterschmerz hört nimmer auf. Ich muss
rasch rennen, bis es mir den Kopf verdreht.
Die Leiche leuchtet in die Nacht, es wagt
sich keine Anemone aus dem Rasen,
hervorzuspringen, und der Frühling wartet,
bis es ganz finster ist, dann küsst er glühend —
die Leiche weg!

(ungeschickt rennend)

Liegt alles voll von jährigem Laub und Stöcken;
muss so ein Alter stolpern — oh!

(er fällt und steht wieder auf)

Das ungeschickte Ding auf meinem Rücken
bald bin ichs los. Dann spring ich wie ein Bock,
dann blas ich die Schalmei, dann tanz ich um
die Lind im Wind und lock ein Liebchen mir
im Nebel auf die Wiesen, an das Wasser
und pack es an den Beinen, hi! ich zieh
es sachte sachte, bis ichs gurgeln höre,
und schlepp es heim tief in den toten Teich
und mach es tot.

(er springt weg)

Lange Pause. Nebel ziehen auf und verdecken schliesslich alles. Lange Pause. Die Nebel ziehen wieder etwas auseinander. Morgendämmerung. Heinrich unter einem Baum halbliegend schläft. Lange Pause.

Heinrich:
(im Traum)

Heinrich! — der Frühling . . .
(Pause. Er springt auf)
Wer ruft mich?
Wo bin ich denn?
(Er tastet sich an den Bach)
Hier ist ein Bach; ganz nass
der Rasen und zerstampft; oh man sinkt ein!
was für ein Plattfuss ging denn hier? Ach, gestern!
— Kühleborn!

Nun ist er weg! ich will Aufschluss! wo ist
Undine? hast du ihr was angetan? . .
Die ist ja tot. Bin ich denn schuld? Ich wollte
sie töten und ich wollte sie erretten,
's ist nichts geworden, sie ist selbst gestorben
und hat nun Ruh, und das ist auch am besten. —
ich weiss mich hier noch nicht zurecht zu finden.
— Kühleborn!

Man sieht schon mehr . . Ich glaub, der Alte ist
stocktaub geworden oder hockt im Wasser
philosophieren . . 's ist auf einmal alles
hinweggeblasen und der Morgenwind
fegt durch die Lüfte und vertreibt die Träume,
der Nebel steigt und ich bin frisch wie nie.

Der Nebel hält sich noch in kühlen Kesseln,
da sitzt er fest und muss doch flattern, in
dem Bart der alten Tannen fängt er sich
und lässt auch die, und in den hellen Himmel
verfliegt er und der Himmel ist schon blau.

Ich kann an nichts mehr denken. Es ist alles
verwandelt. Viele Nächte hab ich wohl
geschlafen, hab ein ganzes Jahr geschlafen —
und bin nun wach, und niemand ist bei mir
und ich bei niemandem, und ich bin ich

und weiter nichts, und dort dort rinnt ein Bach,
dem muss ich nach: die Pappeln stehn gereiht
mit schlanken saftgen Schäften und sie streun
die grünen Kätzchen einem auf den Hut,
im Wind bewegt, und es sind lauter Steige
zu sehn, am Bache und an Bäumen und
wo Feld und Wald und Wald und Wiese sich
berühren, wo ein See im Grunde liegt
und wo das Wild gegangen ist: und Strassen
sind kreuz und quer und immerfort ohn Ende,
und da sind rote Wälder, blaue Berge,
und was dahinter kommt, das weiss ich nicht,
doch weiss ichs bald, ich muss nun wandern gehen.

(er geht nach Osten)

Die Landschaft fliesst vorbei: ich seh und seh
und sehe Neues allenthalben,
und setze zierlich Schritt vor Schritt, ich könnte
sonst eine von den abertausend Knospen
zertreten und nicht schmuck genug aussehn:
denn alles giebt hier Obacht, lugt neugierig,
das andre zu verstehn, sich einzurichten,
dass es den zarten Taumel nicht verletzt,
der unsichtbar in dieser Landschaft zuckt.

(er bleibt stehen)

Ich darf an nichts mehr denken. Es treibt mich
sonst unstet weiter in die Einsamkeit,
und ich will selber in die Einsamkeit . .
Weg von den Menschen! auch die Nahen fliehen
mich so wie einen, der besessen ist,
und tasten mir um Hand und Mund und gehn
doch ewig irre und verlassen mich
und schliessen sich in neue Kreise ein
und hoffen viel von mir und wissen nicht,
dass ich es hätte, was sie unnütz suchen,
und wissen nicht, wie sich mein Herz nach ihnen sehnt,
und dass ich immer bin und niemals werde,
und dass ich nichts bedarf und immer sehnend bin.

(er geht wieder)

Hinein ins kühle Land der Einsamkeit!
Der liebe rote Streif am Birkenhügel
und durch die weissen Stämme quer hindurch,
und scheues Grün wiegt sich darin. Es ist
noch alles taufrisch und von keiner Hand
beschrieben und mein Fuss auch ist der frühste,
unendlich grünt ein Teppich mir entgegen,
und es sind noch nicht zuviel Blüten da . . .

(er steht)

Undine wird gewiss im Wasser sein,
mit ihren Schwestern in dem klaren Wasser,
und ich bin oben in der goldnen Sonne . .

(leise)

Ich dank Dir, dass du tot bist . . .

(laut)

Winterwende!
und ich muss wandern, immer wandern gehn
in den Frühling — ja — der Frühling . .

Rudolf Pannwitz.

An die Ästheten.

Ästhetik ist so feig und feil;
Kauft Seelen und verkauft und schändet.
Das ist nach Sensationen geil;
Wie's schwül beginnt, auch kühl es endet.

Das ist die Onanie der Kunst
Die ihrer Lenden Kraft misstraut;
Krank: ohne Lebens Liebe-gunst
Verschwelgt sie vor gemalter Braut.

Und weiss des Trugs nicht, wills nicht wissen:
Denn sonst wärs Sünde und gesund.
Vor Spiegeln stehn sie wunschbeflissen
Und färben sich die Backen bunt.

Und färben bunt des Spiegels Scheiben,
Der Jünger Schwatzschar aufzustellen;
Dass die entzückt vor Scheiben bleiben
Im Bund der Backenbuntgesellen.

Das ist ein Schwelgen im Vereine
Der schönen. Ach so schön, dass gar
Die Götter neigen der Gemeine.
Und doch ist neben niemals paar.

Und doch ist schalste Werktagsprose
Nicht schal wie diese Sonntagskunst.
Der Stallmagd Schoss ist keine Pose
Und konzipiert. Doch Spiegelbrunst. . . .

. . . Zeigt mir das Kind! den Bankert! nur
Die Totfrucht! und so will ich schweigen.
Doch lasst mich greifen die Natur
Und wollet mir nicht Bilder zeigen.

Und alles Schöne, sei es schön:
Nur zeigt's mir, will nicht prüfen erst;
Doch wenn ich soll vor Spiegeln gehen
Vor bunten, saget nicht: ich wärs

Der mich aus seinen Scheiben äfft.
Ich sah mich längst in stiller Nacht
Und war nicht — 's war nicht mein Geschäft —
Die Welt ist nicht wie ihr sie macht.

Denn was ich mache dess' bin ich
Und sterb ihm. Dieses Was: nicht gut
Ist's, wahr, noch schön. Und ist durch mich,
Drum ohne mich. Es ist und tut.

Es ist und tut, mag Kunst auch zeugen,
Ist Vater, nicht das Kind. Wenn schon
Wir vor dem Kind uns betend beugen:
Sei's Christus: der hat keinen Sohn.

Ja wärt der Kunst ihr, die ihr schufet,
Erschaffer! Ganzer Herzinbrunst
Zerrönn' ich. — Die Ihr „bete!" rufet
Ihr schuft nicht Kunst, Euch schuf die Kunst.

Euch schuf die Kunst sich selbst entwindend,
Eunuch, des Mädchens Nabelschnur:
Der mit der Mutter neu sich bindend
Den Kreis läuft schöner Unnatur.

AN HEBBEL

Rudolf Pannwitz gewidmet.

Ich hab von dir* das Beste, der mir nichts gab —
Der mir so nah in Sternen kreist:
So fernab haben wir gespeist
An Urgrunds Tafeln. Ach die Wand
Die aus der Fülle wie ein Nebel sank
Zu Tische nieder zwischen dich und mich!
Im Grunde sassen wir und assen
Und schauten rundwärts. Und der Saal war leer.
Da war die Wand. Ja Weltenwand ist auch zu Grunde.
Wo wär des Baumes Krone der nicht Wurzel senkte?
Das war die Wand: der Blumen-Fruchtkorb auf dem Tisch der Tiefe.
Aus Schüsseln ass ich, trank aus Schalen,
Aus Schalen trankst du der aus Schüsseln ass.
Und war ein traulich Gastmahl, so daheim.
Warst du das Echo wenn ich trank und sang?
Ich sah dich nicht. Hast du mich nie gesehen?
Es war im Saal ein seltsam Wehen
Als wie von Urgemeinschaft. Wars das Ein-verstehen?
Ich war der Eine. Der mit dir im Grunde sass.
Da oben hätt ich nimmer dich gefunden.
Hier unten — ei da stieg zu mir hinab
Der dritte**, der den vierten*** nimmer fand.
Den vierten lud ich. Und wir sassen drei zu Gast.
Auf einmal sprach [den** mir das Schicksal beigesellt
Und darum tief zu Grunde sandte
Auf Suchepfaden nach des Glückes Urborn.
Das rieselt, raunt, aus Quellen nächstes Schachtes. Doch die Wand — —
Und er stieg tiefer, wo das Glück nicht abreicht;
Da ist der Ruhe Gastmahl und da sass ich: seines Findens eh Geselliter]
Er** aber sprach:
„Schau um dich, siehst du einen* nicht?
Er sass bevor, und um ihn sitzen
Auch zweite, dritte, vierte, und er selbst ein Gast
Der lang allein sass eh er Gäste grüsste.

Siehst du sie alle nicht? Anaximander, Anaximenes,
Und Herakleitos?
Homer trinkt Humpen, Dante gräbt
Und frägt, und < Don Quixotes Augen
Sind aller Welten schön >.
Shakespeare — den sahst du lang —
Und Vater Kant auch der dich zeugte
Aus Humphrey's*** Stamm; und Bruder Kleist und Harry.****
Und wer dir fern blieb:
Du sahst so manchen der dir lieb doch deines Stamms nicht war.
Siehst du sie alle nun? Hörst du die Veden raunen?
Die wussten: dass du Alle Alle vor-gesehn.
So sieh den einen* auch!" Ich seh ihn, Lieber,
Und seh ihn gern.
Und sehe Alle. Und sie alle lieb ich und den einen.

| | | | |

Da ward es still im Saal.
Wer aber tritt zu allen und dem einen?
Wer lächelt und begräbt das Kreuz dess' ihm so bangte
Als wie dem Kind der dunklen Nacht worins doch schläft und träumt —
Tritt Christus ein und grüsst.

— — — — — — — —

Und da die Schale kreisen ging hat er den letzten Spruch,
Der Aller und des einen Einzige.
„So lieb ich euch, so liebt ihr mich. Und eins ist not zu wissen:
Der Bangen Bängstes naht verhüllt
Und du in Ängsten reisst den letzten Schleier
Und was dich anschaut — zweier Augen —
Die lächeln Dir.
Und hast nicht Schämens Zeit — auch lohnt es nicht —
Denn in den Augen steht schon deiner Augen Lächeln.
Oh Kinder liebet euch und bangt nicht.
Und wann euch bangt, so macht es kurz;
Denn alle Lieb ist lang."

*** Hebbel ** Rudolf Pannwitz *** Charles Humphrey Clarke **** Heine.**

Die Leere kam in die Welt
Ganz heimlich über Nacht
Und hat jede Tür und Tat
Sachte offen gemacht.
Kein Grab ist geborsten: kein Berg
Hat in Kuppen und Kammern gekracht.
Das sank alles so still in Schlaf,
So unbekümmert, traumerwacht.

Denn die Leere schmiegt; die Leere
Lastet nicht, tastet nicht: schweigend
Hütet sie alle Fülle der Welten
Nah und weit ineinander reigend.
Das weht, das wendet; und findet
Am Ende doch immer was eigent.
Die schwimmende Insel: Seefahrer
Aus Schiffen in Schiffe steigend.

Die Insel ist immer vorm Wind,
Da ist ein fahrloses Landen.
Die Insel ist über Haupt,
Dein Schiff zerschellt kein Branden.
Die Insel liegt tief im Grund,
Kein Kiel muss im Seichten stranden.
Die Insel ringt um dein Schiff,
Dein Heimweh bergend zu randen.

Schiffer kamen aus Osten
Schiffer kamen aus Westen
Und sassen auf festen Landen.
Da kreiste die Inselmär
Von Mund zu Munde bei herbstlichen Festen:
Wie sie die schwimmende Insel fanden.
Nun fahren sie alle zu Meer
Schiffer nach Osten
Schiffer nach Westen:
Mit treuem Wort sich banden
Hand zu Hand bei Frühlingsfesten
Gläubig gelobten Ladungfrohe Wiederkehr.

Otto zur Linde.

Zu einem Jahreswechsel.

Schöner Duft der gekelterten Jahre,
Traum von Liebenden innig verbunden:
Aus kühlem Keller der Unendlichkeit
Weht deine lichte Würze
Auf die Alltagsbahn.

Mit satten Sinnen starrt ein Mensch in Wunder
Tag für Tag
Und wird der neuen Gaben kaum bewusst.
Noch schlummernd unter Schnee der Stamm
Fühlt nicht den Saft,
Der seinem Frühling sacht entgegensteigt.

Es streifen uns gesegnete Sekunden,
Geschenke, kostbar und missachtet,
(Denn selten unter Menschen ist die Demut)
Da dringt aus trocknen Blüten
Jahr auf Jahr und still gehäuft
Erkenntnis aller Seltsamkeit
Vergangner, seiend vorgeahnter Zeit,
Und macht ein kleines Schauern und vergeht.

Vor einem weiten Auge zieht ein Spalt
In eherner Wand der Zeit vorbei,
Aus dem ein Blitz der Ewigkeit
Blendend sich zwängt,
Und durch gewohnte Wolken dumpfer Nacht
Duftet und glitzert
Eine Ahnung und ein Ton.

Kein Uhrenschlag und Glockenschall
Gebietet, dass die Frucht sich öffne:
So spann dich, wache Seele, die ein Hauch herein,
Ein Hauch so bald von dannen führt!
Du schlafende, so rege dich,
So sammle Duft und Traum!
Kunstvolle Seele, ernte deine Saat, —
Dein ist die Welt, der du gehörst.

Pn.

An —

Versuchen Sie es einmal, einen Satz zu schreiben, an den Sie wirklich glauben. — Da Sie nichts glauben, müssen Sie Ihren Nichtglauben auch ausschöpfen, in seine Tiefen steigen. — Sie glaubten zu glauben, zweifeln aber jetzt daran und fühlen sich leer: werden Sie leer! das ist Ihr Weg zur Fülle. — Ihre Liebe war Dilettantismus und Sie sind nicht zum Dilettanten geboren. — Fragen Sie sich nun, ob Sie überhaupt lieben können. — Sie dürfen keine guten Gedichte machen wollen, sondern notwendige. — Nehmen Sie sich viel ernster oder gar nicht ernst. — Finden Sie nichts interessant, sondern interessieren Sie sich dafür. — Verstumme vor dem Angesicht der Natur und lass die Natur, wenn du sie porträtierst, dir nicht über die Schultern sehen. — Denn die Natur ist und du bist und dein Bild kann nicht zweien Herren dienen. — Dieses aber ist die Warnung vor der Nachahmung. – Und das Ich wähnte allein zu sein. — Als Kind sagten Sie: . . . hat Hunger. Später als Philosoph fragen Sie: wer ist . . .? Sie sprechen also von sich wie Sie von einem zweiten sprechen würden. Sie sind sich also ein zweiter. Des Kindes Wort . . . und des Mannes Wort Ich ist also ein Reden von einem zweiten. Das Ich ist keine Einheit, sondern eine Legierung. -- Ahnen Sie, dass sich vor dem Spiegel etwas erleben lässt?

An —

Wer in sich hineinsteigt, darf nichts mitnehmen. — Wer aus sich hinaussteigt, muss die Nabelschnur zerschneiden.

Der Mittelpunkt der Welt ist überall, also musst du irgendwo sein, sonst verfehlst du den Mittelpunkt. — Du aber bist hier und dort und wagst dich nicht zu entschliessen. — Dir ist vieles etwas und manches in einem, doch fandest du keines in einem und allem. — Suche alles in einem und eines in allem. — Dann bist du überall irgendwo.

Du sprichst von nah und fern und gehst doch keinen Weg zu Ende. — Du sprichst von hier und dort und weisst nicht zu schreiten. — Du sprichst von deinem Weg und dein Fuss wurzelt nirgends. — Du kündest Jahre und Tage und war doch keine Minute dein. — Keiner sieht dich, keinen siehst du, warum nahmst du dich nicht mit?

Dir spricht der Weg nicht, denn du redest zu laut. — Dir schweigt die Ruhe nicht, denn du wartest auf Antwort. — Du findest nicht Platz, denn du stehst dir im Wege. — Warum reisest du zu zweien? Des Wanderers Gruss ist halb. — Wer soll dir aus der Heimat schreiben?

An —

Niemand hat das Recht etwas unverständlich zu finden und dies ein Urteil zu nennen. Jeder Un-Sinn ist verständlich und als Unsinn beweisbar. Denn erst nachdem etwas verstanden worden ist kann es als unverständlich abgetan werden. — Nur wer kein Bedürfnis mehr hat zu urteilen hat ein Recht dazu. Alles Urteil aber ist Negation: man muss also erst alles gesehen haben was da ist, um zu vermissen was nicht da ist. — Jedes Urteil ist die Grenze der Hingabe. Auch dem schlechten Buche musst du dich hingegeben haben bevor du urteilest; dann ist dein Urteil deine Reue. Nur reine Hingabe hält dich rein, und in deiner Reue baden sich die vom schlechten Buche kommen und die zu ihm gehen. Dein Urteil sühnt des Buches Sünde. Wer sich einem guten Buch nicht ganz hingibt, sündigt und schüttet schmutziges Wasser in sein Urteil; es hüte sich wer darin badet. Wer nicht dem Höchsten zujauchzt schweige!

Die Herausgeber.

Ethik.

Woher alles Seiende stammt, dahin vergeht es nach der Notwendigkeit; denn sie geben einander das Recht und die Busse für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit.

Anaximander.

Das Unrechttun ist natürliche Notwendigkeit, das Vergehen ethische.

Rudolf Pannwitz.

Ethos ist bewusstgewordene Natur.

Otto zur Linde.

Man soll sich nicht zum Sklaven seines freien Willens machen.

Rudolf von Deutsch.

Juni 1904.

Carneval.

Deine Augen schreiten an mir vorbei, der ich dir fremd bin.
Du weisst, was du morgen tun wirst
Und übers Jahr und am Ende des Lebens.
Und doch schützen dich nicht Mauern und Gewänder
Vor dem Zank und der Leere,
Der nur der Kampf die Stirn entgegenstemmt.

Die dir ausgelöscht ist, seit du jung warst,
Die von Tönen rauschende Pracht,
Ich fühle sie wie der, der sich zerquälte nach dem Unerhörten
Und verachtet die Lebenden mied;
Sie glüht in mir, wenn ich am steigenden Tage,
Vom reichen Wortspiel der Freunde,
Von der Jünglinge Zahl, die ich nur eine Weile betrachtet
Und wie ein Kleid um mich her geworfen,
Wenn ich vom Wein und vom Schmause, vom Verschwenden und Prahlen,
Wenn ich vom Kuss der Frauen und der Buhlen Gunst
Willig schreite und der Säulen grüne Stufe
Mit geweihtem Fusse betrete und das Land und die ferne Stadt
Und die Masken umher und alles in leichten Schnee gebreitet ist.
Dann bin ich allein.

Aber so glaubte ich nie den höchsten Blick zu erneuen,
Als Gott die Hand über mich streckte
Und du, Besiegende, mich den Menschen verbandest,
Wie schon einmal die ewige Stadt mit den Kuppeln und Gärten,
Mit den Blumen und Klängen
Und dem Gestirn, das meinen Träumen Blut und Salz zum Leben gab

Du verbandest mich ihnen und trenntest mich doch, den Stolzen,
Da mir mein Leben vorüberzog wie ein Strom und ein Sturmwind:
Jahre wie Tage glänzten einher,
Die mir Qual und die mir ein Zucken des verwehenden Rausches sind,
Und die starken, da ich mit gebreiteten Armen
Gegen die Wellen rang, da ich in den weissen Nächten
Über dem Laube des Sees die dumpfe Stunde gezählt,
Seit ich sie sah, an der ich mit Schmerzen hing,
Die in den wachen und fliehenden Gedanken war.
Sie kommt zu mir, wenn ich deine Hand halte,
Wie sie im Streifen der tieferstehenden Sonne zurücksank.

Ich fliehe dich jetzt. Denke nicht, dass ich mich meiner Tränen schäme.
Wie du es lehrst, so will ich nach Grösserem ringen.
Sieh: ich habe den Rausch durchbebt.
Wie nach langem Kampf und Spiel die schönen Knaben und die grossen Mädchen
Still in den Tönen auf dem Teppich lagen.
Da zuckte der Strahl und wieder rang es in mir zum Schaffen.
Aber nun sitze ich hier bei der Kerze im kalten Zimmer,
Und die Kisten und Kleider umher sind mir lieber Zierrat.
Und ich denke nicht an der Schönen kurze Freude,
Mit denen ich gejauchzt und gerungen.

Aber deine Augen sind über mir, du Einfache, mir ewig Fremde,
Die du meiner leichtfliessenden Rede zuhörst,
Ohne mich selber zu kennen.
Deine Kraft durchschauert mich nun,
Wie sie den eigenen schwarzen Stern zerbricht:
Wenn in der Dämmerung deine Linien atmen,
Fasst es mich an, dass mich die Schönheit zersprengt.

Paul Gloede.

Das Land.

An Blumenschein und Ruderschlag
Täglich Gewöhnten macht der steinernen Stadt
Einengendes Dräuen zag.

Bildstrom der Strasse bleibt
Verwirrtem Auge ungestalter
Denn Acker-Tagewerk und See,
Sprossenden Gartens stete Lust.

Der Städte hastig-werbender Wandel
Verjagt die Andacht, da Natur
Zum Schauen mit gedämmter Kraft
Und tiefen Blicken ruhig lädt.

Der Dichter.

Was ich denke, was ich fühle,
Wandelt gleich sich zum Gedichte;
Früher stand ich in der Kühle,
Jetzt erglühet mein Gesichte.

Alles blühet und begrünt sich:
Baum und Leben; was ich sehe.
Früchte reifen; Bild erkühnt sich,
Braust, entströmt mir, wo ich gehe.

Das Gedicht.

Ein schnell Geheimnis zeugt das Lied.
So flammt der Blitz auf die nächtliche Welt:
Wir retten in Dunkel ein wirkendes Bild.

* * *

Die forschende Zeit schürft den Quell:
Er springt, ich hebe die Hand,
In freudigen Fingern der Becher hell
Quillt über Ränder und Wand.

Im Glanz meiner Liebe die strömenden Wasser
Wallen in farbigen Wellen . . .
Da erbebt das Gemüt:
Der stilleren Brust
— Zur Welt die bewusst —
Ein Lied errötend entblüht.

Geschöpf der zeugenden Natur
Ruht meiner Dichtung Baum
Nach eingebrachter Frucht . . .
Leben wacht unter Schnee
Und braut an neuem Saft.
Bis mit Gesang der Vögel
Über grüne Saat
Die Sonne höh're Kreise schwingt:
Da schwillt der Geist zu frischer Tat,
Dass kaum berührt die Saite Lieder klingt.

Die Seele.

Deine wunderlichen Tiefen,
Kleine Menschenseele,
Wird kein sterblich Aug' ermessen:
Kühne Steiger werden manches prüfen.

Wer das Dämmern und die Luft
Schauernd kannte einer Gruft,
Kennt die Artung auch der andern:

Zeigt den wohlgeübten Sinnen
Ihre Mündung Stein und Duft
— Proben aus den tiefsten Rinnen:
Wird Erfahrung sich besinnen,
Fantasie die Wahrheit finden.

Pn.

Das ist das Land der grossen Geister,
Das wir mit ungewissem Schritt
Betreten. Himmel nicht, nicht Wolken
Drängen das ungeheure Dunkel
Zurück. Es ist dicht über uns.
Es ist wohl ferne. Doch der Boden
Ist ausgedehnt, und Dämmerung
Umhüllt die Burgen, die auf ihm
Erbaut sind. Aus den grauen Mauern
Erstrahlen Lichter, welche bleichen
Schein in das Dunkel werfen. Aber
Innen ist Glanz. Es ist die Wohnung
Des Grossen, der den Weg hierher
Zu finden wusste, der aus diesem
Gesteine bauen konnte, dem
Die Fackel nicht erlosch; und er
Hat viele aufgenommen, die ihm
Gefolgt sind. Solche Burgen stehn
Noch vielerorten. Aber weiter
Ins Land hinein sind ganze Städte,
Die gegen dieses Dunkel Schein
Empor mit ihren Lichtern werfen.
In jeder ist ein Tempelhaus,
Darin ein ewges Feuer brennt.
Der Held entzündet sich die neue
Fackel an ihm. Dann bricht er auf:
Das Unbetretene umschliesst ihn.

Die Lichter.

Wir lassen gern den Raum des Tages
Um Welten, die der Abend hegt,
Wenn statt des raschen Wellenschlages
Ein schwarzer Spiegel Lichter trägt.

Es stehen unsichtbare Wesen
Ob unserm Haupt im dunklen Dom.
Sie heben Lichter, und wir lesen
Im Antlitz ihres Fühlens Strom.

Wir ahnen dann das Leben derer,
Die um uns wohnen; und der Schein
Von ihren Lichtern macht uns schwerer.
Dann blicken wir in uns hinein.

In meinem Zimmer hängen
Die Fenster bildgleich an der Wand:
Viel graue Wolken drängen;
Die Nacht steigt langsam aus dem Land.

Da hebt sich aus dem Tale
Das Licht und fliegt ins Abendrot
Und stirbt mit goldnem Strahle
Im Westen weit den stillen Tod.

Nun sitzt sie auf dem Berge:
Sie zündet hoch die Sterne an,
Die Nacht. Es ruht der Ferge
Und birgt an ihrem Fuss den Kahn.

Für K. S.

Von der Arbeit schau ich durch das Fenster,
Und ich sehe helle Sterne winken.
Öffnend beuge ich mich aus dem Fenster,
Um die dunkle Sternenluft zu trinken.

Angeflogen kommt ein schwarzer Vogel,
Und er setzt sich nahe meinen Händen.
Und ich kann von diesem fremden Vogel,
Der da ruhig sitzt, den Blick nicht wenden.

< Geh hinaus, hinab zum dunklen Flusse! >
Fängt der Vogel plötzlich an zu sprechen.
Und ich gehe, wie er fliegt, zum Flusse,
Und ich sehe dort die Flut sich brechen.

Angefahren kommt ein schwarzer Schiffer,
Stehend regungslos im kleinen Nachen.
Und der Vogel schwingt sich hin zum Schiffer,
Und ganz fern verklingt ein leises Lachen.

Das Meer, bedeckt mit schwarzen Fluten,
Auf denen hell ein Strahl zerbricht,
Erbebt und will verbluten,
Wo es um graue Klippen Kränze flicht.

Es fährt ein Schiff mit Rauch und Lichtern
Über das dunkle Meer. Und Mut,
Gestalten und Gesichtern
Entspringend, da ein Abenteuer lud.

Zerteilt die Brandung. Ketten werden
Den Felsen klirrend auferlegt.
Schon sprengt auf weissen Pferden
Die Schar empor, die düstre Brände trägt.

T. P. Heinrich.

Es schlug eine Welle blind an den Strand,
die nach ihr rollende sah in die Sonne,
und ward von der dritten verschlungen — die ebbte ab.

Ich schaute hinaus in die endlose Fläche,
mir klangen die ewigen Masse im Ohr,
ich sang der Wellen: Wallen und Wollen. —

Hinter der grauen Düne klang
Damons Flötenspiel, es sang
Phyllis beinah wie die Flöte klang.

Sie haun die alten Föhren um,
die Strasse zu bauen von Hauptstadt zu Hauptstadt:
durch lichten Wald die Feldbahn zieht.

Der Wanderer tritt aus seinem Haus,
er findet nicht mehr, worunter er wandele,
zwischen den Städten ist kein Wald mehr.

Freunde! so nimmt euch die Axt hinweg,
damit eine grosse Strasse werde.

Nun rüstet das Herz sich weise
Zum langen Traumesschlaf,
Das war meine grosse Reise
Wo ich kein Ziel antraf.

Ein ewig Schreiten im Grauen
Und fern-klar blendendes Licht,
Ein Hoffen von Dichtern und Frauen,
Das Leben ein Gedicht.

Es lässt zu Nacht sich rasten
Auf freiem gebreitetem Feld,
Der Himmel über dein Hasten
Die ewige Lampe hält.

Und alle Tiere schweigen —
Du hast noch einsame Wacht
Unter den grünen Zweigen:
Dann hüllt dich Mitternacht.

Nichts stört den Schlaf nach der Reise,
Das Blut fliesst still und lind,
Gedanken spielen im Kreise,
Die Seele fährt mit dem Wind:

Dem sanften Wind: an Orte
Wo Lieb und Weh dir ward, —
Ganz zu ist keine Pforte
Des Traumes kühner Fahrt.

Du weisst es nicht . . Am Hügel
Sitzt schon der Tag und denkt.
Schlaf aus bis goldene Flügel
Der rote Morgen dir schenkt.

Die Wehmut schwingt ihr Gefieder
Tiefträumend über dein Haupt:
Da rauschen die ewigen Lieder,
Vom lauschenden Traume geraubt,

Und füllen die Nacht mit Spiele
Und unauslöschlichem Schmerz.
Dann horchen die Wandrer viele
Und hören das eigne Herz.

Zum Dienst geboren,
zum stillen Hütedienst,
dir selbst verloren,
die du kein Eignes kennst:
allseitig hast verworren
Geäst gestreckt dem Kron und Wurzeln dorren.

So wehgrün ohne Blüte,
das reiche Laub ist Schatten weit ins Land,
so herzlich ohne Güte,
die du nur nehmen und nicht geben kannst:
es kommt ein Sturm, der schüttet verrüttet
was nicht grundwurzelnd himmelan sich pflanzt.

Ich bin zu Stein geworden,
ich ward ein Edelstein:
die Schmerzen, die uns morden,
verklärten mich mit klarem Jenseitsschein.

Erst hatt ich grosses Bangen,
zu werden gleich dem Stein:
da war ich schon vergangen,
und fühle nicht mehr irgend welche Pein.

Nun wenn die Strahlen brechen
aus meinem Edelstein,
so muss ich zu ihm sprechen:
ich fühle nicht, doch weiss ich meine Pein.

Trotz ewig rotem Feuer
bist du ja nur mein Stein
und mir nicht halb so teuer
als blühend Blut und goldner Diesseitswein.

Rudolf Pannwitz.

Warum ist heut so matt mein Licht,
So trübe die Gemächer?
Fühlst du die kalte Stirne nicht,
Wird nicht dein Atem schwächer?

Sei still. Des Todes Tageslauf
Zieht deine Kreise enger,
Und morgen wachst du wieder auf
Und lebst dann umso länger.

Es geht ein leiser Hauch von dir
Wie ich ihn nie gespürt.
Was ists, das dich so spät zu mir
Des Abends noch geführt?

Komm lieber mit des Morgens Glanz
Und lass mir meine Ruh;
Denn meine Seele lauschet ganz
Den Abendgeistern zu.

Und doch, du rufst mich heut so mild,
Bleib deine Weile hier,
Wächst aller Jugend tröstend Bild,
O komm zum Traum mit mir.

Giess deine süsse Liebe aus
An meiner Seite sacht,
Dann tret in das geweihte Haus
Die langersehnte Nacht.

Du bittest mich höflich zum Thee.
Warum nicht in tiefschwarzer Nacht?
Ich habe uns beiden zum Thee
Ein klingendes Liedchen erdacht:

Wie hast du dich betört!
Ich bin nicht ein Sänger, ein weiser.
Nachts hast du mich nicht gehört,
Nachts singe ich lauter und leiser.

Erich Ryl.

War ein grauer Regentag —
Scheint die Sonn am Abend,
Die zu Meer nicht fahren mag:
Muss denn Abschied sagen.

Steht im Reisemantel schon,
Langem Abendrote;
Schaut zurück vom Ufer noch,
Dann steigt sie zu Boote.

Draussen auf der hohen See
Liegt die Weltgaleere,
Wo der Tag am Steuer steht
Unter tausend Segeln.

Steigt an Bord die Königin,
Woll'n wir Anker winden,
Treibt der Wind nach Westen hin:
Müssen die Insel finden.

An dem schwarzen Schiff vorbei,
Unsre Segel weisse.
Schiff ahoi! und tandaradei!
Weit geht unsre Reise.

Königin auf goldnem Stuhl
Schaut nach fernen Ufern,
Die noch tief im Meere ruhn:
Lange Fahrt ist unser.

Lange Fahrt, o hohe Frau,
Bis die Gärten tauchen.
Lang — doch horch! ganz oben in der Rau
Hör ich Matrosen jauchzen.

Dort der Streif wie Duft so dünn,
Als auf Frühlicht stünde . . . .
Gnade mich, oh Königin,
Der ichs dir gekündet!

Der Wald.

Präludium mit Fuge.

Da stehen Stämme wohl tausend und mehr
Da liegt ein grünes Dach drüber her.
Da singen Vögel, da fliesst am Rand ein Bach
Und Sonnenschein und die Luft ist wach.
Und auf der Wiese streck ich mich hin
Und schaue, schaue hinein.
Da schaut der Wald mit seinem grossen Auge
Unterm Dach heraus, aus den Stämmen und Fenstern.
Oh das Auge ist tief, da ists dunkel zu Grund.
Hier draussen so nah da ist alles so bunt,
Im grossen Waldauge tauchen sich alle Farben gesund.
Oh du Auge wo du schaust,
Löschen alle Augen der Welt aus.

Oh du Auge, du schweigendes Auge,
Du weisst alle Wunder — ich les es in dir.
Oh du Auge, du rätselhaft Auge,
Du weisst alles Weh und weinst es mir nicht.

Oh du Auge, du Auge des Kindes,
Du Auge der Liebsten die nimmer mir spricht.
Die immer mich anschaut so fragend gewiss:
Du Auge der tiefsten Erkenntnis.
Du blickst heraus, keinen Strahl lässt du innen;
Ich blicke hinein meine Seele zu finden.
Oh du Wald unterm Laube,
Oh du Wald hinter den Bäumen,
Oh du lieb-liebes Auge,
Oh du seligstes Träumen!

Ach wende dich nicht! Dein Tiefes will matten,
Ich sehe graue Abendschatten.
Willst du trauern, weil ich mich sehne?
Weinst du der Sonne Abschiedstränen?
Lass die Sonne, was ist mir die Sonne!
Lass den Tag, was ist mir der Tag!
Entschleire dein Auge, was sind mir die Sterne!
Oh du Auge strahlst tiefer denn nie zuvor.
Nun ist dunkel das Dach, und kein Fenster zu schaun,
Nun ist dunkel die Welt, aber dunkler bist du.
Nun schau ich zu Grund dir, so tief ist kein Schacht,
Kein Grab und kein Tod und keine keine Nacht.
Du bist die Liebe, die Lieb' und der Glaube,
Du bist das Wissen, die Seele, die Ruh.
Du bist das Auge, oh du mein Auge,
Du bist das Auge, ich schaue dich an — — —

Es steht ein Berg der ist hoch
Und schaut in alle Lande.
Auf seinem Scheitel die Tannen
Überschauen den Berg.

Es steht ein altes Gemäuer
Im Wald, und ein Turm überschaut
Die Wipfel der Tannen; da klimm ich
Die Wendeltreppe hinan.

Nun ragt mein Haupt in die Winde:
Die wehen zu Tal und gehen
Über die Lande hinweg
Und haben freie Bahn.

Die Sonne, die stand am höchsten;
Sinkt doch nun tief ins Meer.
Schon steigt die Nacht zu Berge,
Und sinnend schreit ich zu Tal.

Ist keiner hoch gestiegen,
Der nicht herniedersteigt.
Hebt keiner sein Haupt zum Himmel,
Er legt's denn müde bei Fuss.

Otto zur Linde.

Ich rang mit mir und rang mit meiner Schwäche —
und blutig tief schnitt in mein weiches Fleisch
der zähe Strick. Du, lass mich los.
Ich würge, ächze, stöhne, dass die Wände
vom schwachen Wimmern meiner Kehle hallen;
und ungeborne Seufzer pressen meine Brust,
noch halberstickte Schreie zerreissen meine Lippen,
und Flüche, wild und tierisch,
quälen sich aus den wehen Tiefen meiner Seele.
Du, lass mich los! — Erbarm dich meiner.
Sieh meine blassen, schmerzgekrümmten Hände
sieh meine armen, leidenbangen Augen
und habe Mitleid! —
Stossweise atmend lieg ich auf dem Boden.
Der graue Nachtwind spielt mit Katzenfingern
in meinem Haar.
Du, lass mich los, du Tier, du Gott, du Henker,
du Marterknecht, ich sticke in dem Schmutz
den deine gierig offnen Hände werfen.
Lass mich doch atmen, lass mich Sonne trinken
und Lust und Schönheit.

Ich will nicht Sklave sein. Bin Gottgeboren
in heissem, glühend rotem Strahlenquell,
und hab ein heisses Herz, das sehnsuchtstoll
sich in den Himmel träumt. — —
— — — — — — — — — — — — — —
Ein Peitschenhieb! nur weiter, weiter
ich bin ja still. Mit müdem weitem Hals
lieg ich am Boden, stiere in die Nacht.
Nur weiter, weiter. —

Frühlingslied.

Mit Silbernetzen fein umsponnen
die lichten Frühlingsblätter sind,
leis singen sie und zittern
im Morgenwind.
Die Mandelblüten nicken fein
und streuen rosenrote Flocken
aut tief tief blaue Blumenglocken
ins Grün hinein.
Leis seufzend weht es übers Blütenmeer,
aushauchend wie in Seligkeit —
zu abgrundtiefem Glück bereit — —
der grosse Pan erwacht! — — —

Nacht.

Goldfäden spinnen die Sterne
tief in mein Herz hinein,
auf ihnen spielt der Nachtwind
ein Lied von Sehnsucht und Pein —
so tränenschwer —
so liebeleer —
so bang — — —

Maria Kvas.

Das ist der Waldpfad; querwaldein führt er zur Ziegelei. Wo er anfängt weiss man nicht; er mag wohl aus kaum sichtbaren Fusswegen entstanden sein. Ein schöner weiter Blick bietet sich, wenn man bis dahin geht, wo eine kleine Lehmtreppe zu einem waldfreien Fleck hinaufführt. Da sieht man, wie sich der Weg von den Hügeln hinunterzieht bis in den Ziegelgrund. Bergauf sieht man krumme Kiefern und schlanke Tannen den Waldweg mit ihren schwarzen Ästen beschatten, weiter abwärts geht der Nadelwald in einen Laubwald über. Man gewahrt erst vereinzelt, dann aber vorherschend, rotscheinende Buchen, weisse langhaarige Birken und Espen, die ihre dicken Raupen schon auf den Weg streuten. Oben bemerkt man bisweilen ein schimmerndes Waldwasser. Hier kreuzt es den Weg, springt schäumend über die Steine, und mündet dann in den Ziegelsee, um ihn am andern Ende als Wiesenwasser ganz gemächlich zu verlassen. Dort unten im Ziegelgrund am See steht die alte Ziegelei. Man sieht noch den viereckigen, am Kranze geschwärzten Schornstein in die Luft ragen, aus den Erlen hervor, die ihre gelbgepuderten Kätzchen leuchten lassen. Dicke schwarze Eisenbänder halten ihn zusammen; denn überall bröckelt der Kalk schon heraus. Der Ziegelsee spiegelt das Schilf, die schwarzen Äste einer Pappel, den Schornstein und den blauen Himmel mit den weissen Wölkchen wieder, denn er liegt ganz ruhig da, nur der schwarze Schwan kräuselt dort die Oberfläche leicht. — Es ist der einzige Schwan, den es in der Gegend gibt. Es geht auch die Sage, dass hier vor Zeiten ein Schloss stand, das dann in den unermesslich tiefen See versank; der Schwan soll irgend ein verzaubertes Menschenkind sein; darum tut ihm niemand etwas. — — — Das Wiesenwasser fliesst durch das erste Grün der Flur und verschwindet dann wieder im schwarzen Walde, der durch manchen Einschnitt die fernen blauen Forsten erspähen lässt. Jetzt geht die Sonne über die Wipfel der Kiefern nieder. Ein geheimnisvoller Nebel bedeckt die Landschaft, und laut schreit der Schwan.

Werner Heim.

Gestalten.

Das Spiel.

Sommerabend war's. Aus dumpfen Saales Schwüle
Zog man mählich in des alten Gartens Kühle.

Kurzweil suchend nach dem ausgedehnten Feste.
Horch! Am Zaune lachen ungeladne Gäste.

Herr und Dame stets, so zogen sie gemeinsam.
Nur ein Einzger wandelt unter ihnen einsam.

„Gebt Euch Blumennamen, wie sie bunt hier spriessen
Lasst als Blumen uns das Fest beschliessen.

Wer will raten, will zuerst das Spiel gewinnen? —
Einer ist zu viel. — Der mag beginnen."

Und er suchte, der sich schon verlassen wähnte.
Seine Augen spähten nur die Eine, die Ersehnte.

„Deinen Namen Allerschönste weiss ich zu ersinnen.
Täusch mich nicht! Ich will das Spiel gewinnen.

Wie die Lilie ist die Seele streng und zart.
Täusch mich nicht, du scheinst mir Lilienart".

„„Falsch geraten, frag noch einmal, ohne Zorn.
Rose bin ich, hüte dich vor meinem Dorn.""

Sprach er laut und streng — doch eh sie gingen
Ihre Wangen rote Purpurstreifen fingen —

„Täusch mich nicht" — Dann als sie wiederkamen
Fragt er zu und fand den rechten Namen.

Gab der Heissersehnten, der Geliebten das Geleite.
Seelig, lauschend ging er stolz an ihrer Seite.

Wie sie nun den Gartenweg hinabgezogen,
Hat die Schöne ihn zum zweitenmal betrogen.

Erich Ryl.

« Warum setzt du dich auf?
 Wie deine Haare deinen Rücken schützen! »
«« Denke nicht falsch von mir!
 Nur einem hab ich angehört, vor langem. »»
« Erzähle mir von dir! »
 «« Ich hatte ja das Kind: ich gabs nicht von mir. »»
« Und wenn ich scheiden muss? »
 «« Dann will ich so wie vorher auf ihn warten. »»
« Noch immer liebst du ihn!
 Und kannst dich doch so küssend zu mir neigen? »
«« Weil du ja mich so liebst!
 Er weilt bei einer andern: dir gehör ich! »»
« Kommt er gewiss zurück? »
 «« Gewiss: ich weiss es von der Kartenschlägerin. »»
« Und sprichst du ihm von mir? »
 «« Das tu ich: soll er keine Strafe haben? »»
« O Liebste, wie geht das,
 Dass eine Seele nicht bloss eine Seele liebt? »
«« O du, man kann es nicht:
 Und du wirst immer an mich denken. »»

T. P. Heinrich.

In deiner Hand die Blume
So jungerblüht, so rot —
Zu deiner Schönheit Ruhme
Das Leben Tod entbot.

In deinem Garten stehen
Die Beete feucht im Tau.
Magst wohl behutsam gehen
Du junge schwangre Frau.

Lass stehen Blatt und Blüte:
Bist denn der Tod der mäht?
Ein Leben jung dir hüte
Der Liebe Blumenbeet.

In deiner Hand die schöne
Die rote Rose fahl —
Nun weisst du was dich höhne:
Grell blüht dein Wangenmal.

Nun will der Tod sich schmücken
Der durch den Garten geht.
Er will dein Leben pflücken
Von seinem Blumenbeet.

In seiner Hand du Rose
So schön und früh am Tag:
Dein junges Kind im Schosse
Wohl weinen mag.

Otto zur Linde.

Ich schleppe die Welt auf den Schultern quer
Und trag sie gläubig zu Markte,
Ich biete sie jedem an und wer
Sie abnimmt sei mir gesegnet!

Ich glaube dass mich keiner versteht
Und dass ich niemandem nütze,
Wer aber ein Stücklein mit mir geht
Dem drück ich gerührt die Hände.

Wer aber bei mir bleiben will
Dem glaub ich ohne zu lügen,
Ich hab ihn lieb, er macht mich still,
Und ich lasse mir alles gefallen.

Oh unsere Seelen! — Wo hab ich euch für?
Man darf nichts von euch verlangen.
Werft mir die Welt durch die offene Tür!
Ich schleppe sie selbst noch am besten.

Rudolf Pannwitz.

Frauen.

Die Sense.

Hört ihr wie die Sense rauscht,
Seht ihr sie zucken und blitzen?
Seht ihr wie die Sonne lauscht,
Seht ihr die Sonnenstrahlen, die spitzen?
Und stille hält der Mäher seine Sense hoch
Und beginnt zu wetzen.
Hört ihr wie die Sense singt
Und der Wetzstein klingt?
Hört ihr sie rauschen und seht ihr sie blitzen?

Schöne Katharin, schöne Katharin,
Mit deinem rotseidenen Schurz,
Warum ist heute dein Röckchen so kurz?

Mein Röckchen so kurz, weil ich tanzen geh
Und mich mit meinem Hansel dreh.
Wir tanzen nur mit kurzen Röcken,
Damit sie uns nicht treten auf die Schleppen.

Der Mäher.

Ein Mäher ging mit seiner Sense
Scharf geschliffen und gewetzt,
Um auf seiner Wiese
Abzuhauen den letzten Rest.

Und die Blümlein im Grase
Standen mit Zittern und Bangen,
Im Auge die Tränenperlen hangen
Sie sahen die Sense fliegen
Daher und dahin.
Doch der Mäher hatte für sie keinen Sinn,
Er hat die Sense geschliffen und gewetzt
Und den letzten Rest auf seiner Wiese zerfetzt.

Hoch am Hügel stand ich stumm,
Am Abhang lag ein Kirchhof herum,
Darinnen war ein Blühen von Blumen so bunt,
Aus denen leuchteten die Marmorn schwarz und weiss,
Und viele schwarze Damen waren beschäftigt,
Pflanzten Blumen auf das Grab und begossen sie.
Unter ihnen lag ihr Liebstes, um das sie trauern:
Ich stand aussen ober den Mauern.

Verena zur Linde.

Am See.

Auf lichten Wellen tanzen rote Funken,
blutfarben bricht ein Strahl von Abendglut
durch Wolkenschleier und irrt am Uferhang,
bis er uns trifft, dich, mich und unsre schlanke Kiefer,
an deren Stamm wir beide sinnend liegen. —
Du schliesst die Augen, leise sinken
die breiten, blassen Lider, ein weher Zug
gräbt sich um deine Lippen — —
Oh du! flammenden Mohn
möcht in deine knisternden Haare
ich flechten,
dass ihr feuriger Glanz
deine Blässe zerwehte
dass du, trunkenen Blickes
mit strahlendem Lächeln
mich schautest, mein schmerzvoller Liebling. — —
Vom See kommen Funken getanzt
und weben glühende Blumen
in dein welliges Haar,
sie tauchen dein Antlitz in sonniges Leuchten.
Da öffnest du weit verloren schauende Augen,
ein wonniges Lächeln löst aus deine blutenden Schmerzen,
mich blicktest du an — — — — —
wild wirfst du die Arme
um meine bebenden Glieder —
glutvoll spielen die Farben des Abends
durch blaugrüne Wipfel —
und Sonnenküsse trinken die durstenden Lippen!

Die Arme breit ich aus
und liege reglos
auf jungem Moos.
Sonnenfunken und Kiefernblütenstaub
wehn auf die nackten Glieder,
die wonnebebend
und trunken fast vor Glück
sich an den frühlingfrischen Boden schmiegen.
Goldleuchtend windet sich ein Kranz
von Löwenzahn um meine Stirn,
darunter weltenfremd die Augen träumen,
weil sie so weit — so weit
der Zeit entrückt.

Maria Kvas.

Rauschende Klänge,
Heimliches Flüstern,
Seidener Schleppen
Prickelndes Knistern,
Glitzernder Steine
Wirres Geflimmer,
Sprühender Augen
Begehrlicher Schimmer,
Tiefdunkler Rosen
Atmende Schwüle,
Wehender Fächer
Schmeichelnde Kühle —

— — — — — —

Eben komm ich von solch einem Feste,
Wo ich die flüchtigen Stunden verbracht,
Wo ich den Schmerzen allen zum Trotze,
Dem Jammer der Erde zum Hohne gelacht.
Durch meine Sinne geht noch ein Zittern,
Fiebernder Wünsche ein flackerndes Heer —
Etwas nur fehlt mir, das einst ich besessen,
Meine Seele, die find ich nicht mehr.

Unter den Flittern liegt sie begraben.
Lasst sie, ich bitt euch, lasst sie in Ruh!
Mein junger Leichtsinn deckt sie lustig,
Grad wie ein Blütenregen zu.
Vor der Zeit müde, ward meine Seele
Vom harten Ringen zu Tode gehetzt,
Leise, ganz leise, hat sie sich verblutet,
Aber mein Lachen das klingt bis zuletzt.

Helene R.

Balladen.

Der Wächter.

Wächter, du stehst in Nacht umhüllt auf dem Felsen einsam,
So in Traum versenkt, dass du leicht gleitest,
Aber dein Blick ist schärfer als das Licht des Tags.
Allen die dich nun ansehn, scheinst du töricht:
Die vorübergehn an der Felsensäule
Den gezeichneten Weg und Schritt um Schritt
Nach dem Ziel weit unten, wenn sie dich kennen,
Aber die dich nicht kennen, denen erscheinst du
Als Gespenst — und niemand redet dich an . .
Wächter so sage, wovor du wachst, was und für wen . .
Denn ich gehe unkundig einher als Wanderer
Der erfahren möchte was ihn begegnet.
Mir sind Wächter begegnet an der Städte Toren,
Auf hochschauenden Türmen, an Pforten der Gefängnisse —
Aber nicht in wolkiger Nacht über einem gähen Abgrund
Wo wohl Felsen brechen könnten die niemand aufzuhalten vermag
In die unschuldigen Täler und wo ein jeder
Betend vorüberschleicht, wo nur der Trunkene
Abstürzt oder der Waghalsige oder der Mörder.
Solcher Abgründe giebt es aber im weitverbreiteten Gebirg
Also viele, dass es an Wächtern mangeln würde,
Willigen und möglichen Wächtern solches Abgrunds.
Auch dich fand ich als einzigen und kam doch weit herum . . .
Als ich nun schwieg, begann der Wächter zu sprechen,
Aber nicht umgewendet zu mir, von oben
Wo er lässig stand, und sprach in den Abgrund
So, dass ich mich noch weiter wagen musste

Ihn zu hören und zu ihm aufzusehn —
Und so stand ich seitlich, mit menschlicher Stimme
Sagte nun der Wächter in den Abgrund:
« Diesen Abgrund wache ich, ob es Nacht ist
Oder Tag, ich wache den einen Abgrund,
Der an Dingen reich ist wert gewacht zu werden.
Denn er ist aus vielen Bergen gebaut
Die sich an einander geschlossen haben
Und er blieb nur aus. Er ist auch erfüllt
Von viel Bäumen die von den Wänden stehn
Und im gleitenden Nebel sichtbar werden
Und von Dörfern die man des Tages sieht
Wenn die Nebel in Wind und Sonne verrauchen.
Darum wechselt immer dasselbe Bild
Und das Wachen ermüdet — ach wie bin ich matt. »
«« Wächter darf ich zu dir auf die Säule treten? »»
« Wer bist du? » «« Ein Wandrer, sagte ich. »»
« Also du gehst dorthin wohin ich sehe? »
«« Ja, ich möchte den Abgrund überschauen,
Dass ich den Weg im schwarzen Walde finde,
Ob vielleicht dort unten meine liebe Heimat liegt. »»
« Wanderer bleibe bei mir! » «« Wächter komme mit! »» . .
«« Aber es treibt mich doch weiter ins Unendliche »».
« Und ich muss doch wachen das ewig Gleiche: nirgend
Weiss ich mich zu finden als auf diesem Ort.
Aber du findest Wandrer die Heimat doch nicht. »
«« Und du ergründest Wächter den Abgrund immer nicht. »»
« Will ich denn? Jüngling sieh doch meinen eisgrauen Bart » . .
«« Greis so sag mir den Weg »». « Ich kenne keine Wege ».
«« Soll ich doch bei dir bleiben? »» « Dann entwandere ich ».
«« So entwanderst du mir? »» « Wir gehören nicht zusammen —
Dieses alles war nur ein kurzes Nachtgespräch
Welches ich nun mit meinem Abgrund fortführen werde.
Meine Stunde ist um. Die Nacht ist überall.
Dort gedenke du mein. » — Der Wächter schrickt aus dem Traume
Und schon wacht er wieder und ist allein
Auf der Felsensäule. — « Der Tag verschlingt dich bald
Junger Wanderer. Du begreifst es nicht
Dass der Wächter wacht und wirst mich doch nicht vergessen.
Warest mir Erinnerung und ich werde es dir sein
Während ich selbst von dir rasch nichts mehr weiss —

Denn der Abgrund ist weiter als der flache Tag
Zwischen uns und ich habe zu wachen ».
Also schied der Wandrer in die Nacht vom Wächter in der Nacht
am Abgrund.

Rudolf Pannwitz.

Ballade vom Tod und der nackten Seele.

„Erlöser Tod an deiner Pforte
Begehr ich Einlass in die dunklen Kammern.
Vom Leben löst ich mich und rufe dir.“

„„Vom Tode löstest du bevor du Leben riefest —
Da ward es still im Tode und das Schweigen wacht
Das sanften Schlaf geschlafen.““

„So will ich schweigend schlafen gehn.“
„„Du hast geredet. Also schweigst du's?
Was ewig schwieg; ach nun ersteht das Schweigen!““

„So will ich sanfte Worte reden
Und Wiegenlieder leise singen.“
„„Ach! Donnernd hallt das Schweigen.““

„Es will mich dünken als ich schwieg
Vor tausend, tausend Jahren —
Huh wie michs friert: bin nackt.“

„„Bist nackt und kommst vom warmen Leben.
Als noch der Tod den Tod umhüllte —
Wo hast du meinen Mantel den du mir genommen?““

„Den Mantel? — Als ich im Arm der Liebe lag;
Im Gras der Mantel. Die Liebe ging:
Da hüllt ich unser Kind im Mantel.“

„„Und bringt dein Kind den Mantel?““
„Mein Kind! Als es im Arm der Liebe lag —
Tod! Tod! Der Mantel kommt uns nimmer.“

„Erbarmer Tod! Bitt, nimm mich nackt.
Huh wie michs friert vor deiner Tür!“
„„Hier drin ists kalt, da musst du sterben.““

„Und bin nicht lebend mehr. Tod, lügst du oder leidest?“
„„Du .... der Mantel .... und wenn .... ach ich bin alt ....
und wenn die Nacht uns sieht —
Hier bin ich drauss bei dir. — Schau — nackt.“

„Der Tod ist nackt! Der Tod ist alt!
Und ich bin jung gestorben.
Mein Leib liegt nackt und friert im Sarg:
Wir dreie suchen den Mantel.“

Da gingen der Tod und der Tod mit dem Tod.
Und flog die Nacht übers Blachfeld zu leuchten.

Da lag das Leben im Arm der Liebe.
Da weinte das Kind. Aber drei auf dem Mantel —

Drei zerren den Mantel und lüpfen ihn nicht.
Da erbleichte der Mond, als er im Wasser sich sah.

Aber die Nacht ist stumm.

Otto zur Linde.

Liebe.

Zielwärts.

Es wacht der Schwan vor seinem Nest,
In dem die Schwänin halsverschlungen ruht,
Der Nacht gewärtig, die ihm Frieden lässt;
Der Morgen bringt ihm neue Wut
Und bringt mit Neid und Feinden Streit,
Durch lange Tage, für die Brut.

So wir, vom Ziel gepackt, ob Wahn ob Liebe,
Wir scheuchen und befehden, teuren Schatz zu hüten,
Vielfache Lust, gedehnte Musse,
Erbteil des schwachen Fleisches, Diebe
Gehobner seltner Stunden, da die Seelen brüten.

So quält der Leib sich, fällt, dann tut er Busse
Bis einst, an eines langen Tages Abend,
Ersehnte Junge ungefüge schwimmen.
Dann wartet Nacht der kurzen Ruhe labend,
Bis neuer Zwang uns hält zu neuem Strand zu klimmen.

Pn.

Als ich dir zweifelnd sagte: „Was ich tat,
Es wäre, sähest du es, dir nicht lieb,"
Da sprachst du: „Dies ist Kleinmut! Denn nur so
Hast du gefunden, was dich jetzt bewegt."
Was immer an uns tritt, wir sollen es nicht fliehn,
Und haben wir es überwunden, fühlen wir,
Worin es gut und schlecht war, ohne Reue.

Sie küsste mich und sprach:
„Wie einen Bruder lieb ich dich,
denn du bist gut.
Leb wohl!"
Und heut? das Bild fällt hin, zerbricht;
und spät erst werd ich fühlen, was ich mir gewann.

An K. S.

In unseren Augen lesen wir die Wünsche,
Die unser Mund schmerzlich verschweigt.

Wir wagen nicht, so weit hinabzusteigen,
Wo wir Erfüllung nicht mehr hoffen können.

So gleiten wir am Rande unserer Qual,
Trinkend den Becher unendlichen Glücks.

Paul Gloede.

Und wenn er dir auch tausend Spangen böte
Und rotes Gold. —
Ich greife lächelnd nach der schmalen Flöte.
Wie bist du hold!

Nun magst du trunken ihm im Arme liegen,
Mich schmerzt es kaum.
Ich weiss doch: meine Worte wiegen
Dich in den Traum.

Regen.

Wie trunkne Bajaderen
Schwanken die Bäume im Wind,
Der mit den kahlen, schweren
Zweigen im grauen und leeren
Himmel spielt.

Es spinnen vom Himmel zur Erde
Die Regenfäden ihr Netz.
Schwerer wird jede Geberde . . .
Ein fernes Wiehern der Pferde
Schneidet ins Herz.

Das ist die Trauer des Jahres,
Die still sich in Tränen ergiesst . . .
Ich träume vom Duft deines Haares . . .
Ich träume und weiss nicht mehr: war es
Leben oder Traum, der mich trog?

Irgendwo in der Ferne
Lachte mir einst das Glück.
Sieh, es funkeln die Sterne . . .
Irgendwo in der Ferne
Weint leise mein Glück.

Maximilian Schick.

Süsses Werben, süsses Finden,
Worte voll Glücksqual und Liebe,
Heisse Küsse, heisses Sehnen,
Jauchzen und Schluchzen und Lachen —

Wir haben so sehr aneinander gehangen
Und sind doch beide unsern Weg gegangen.

Mit Blicken hab' ich sie oft gefragt
Um Liebe.
Ich habe ihr manches ins Ohr gesagt —
Sie lachte.
Sie hat mich nicht hören wollen.

Da ging ich allein in den nackten Wald
Im Winter,
Ich litt und lachte, vergass sie bald,
Ich Stolzer.
Ich hab' sie vergessen wollen.

Doch als die Sonne, die Sonne kam,
Die Sonne,
Die Sonne den Reif von der Erde nahm
Im Frühling,
Da hat sie mich lieben wollen.

Mit Blicken hat sie mich heiss gefragt
Um Liebe,
Sie hat mir manches ins Ohr gesagt —
Ich lachte,
Ich hab' sie nicht hören wollen. —

Carl Leo Wilhelmi.

Skizze.

Und es geschah.
Der frühe Morgen küsste uns.
Am Goldfischteich.
Ich sprach so treu.
Karmoisin, sehnend, rollten
Die Wiegeblüten der Kastanien
Über die schwüle Flut
Durchs Goldgedränge an das Ufer.
Wir sahen uns im Spiegel.
Da wussten wir, wir waren eins
Und sind und bleiben.
Und nun will ich leben.

Der Abend sank. Es trieb die Liebe.
Entflohn der Menge! Neigten uns zum Kahn.
Nichts sah der Mond. Die keuschen Sterne
Nur sehnend schauten unsern Plan.

Atmendes Wasser! Ruhsingende Luft!
Sehnende Bäume! Berauschender Duft!
Ich stand im Kahn. Du sankst in meine Arme,
Dein süsser Leib, ich hielt die Seele fest.
Du blühtest mir entgegen, zarte Rose,
Da hab' ich meinen Mund auf deine Brust gepresst.

Schweigendes Gleiten und Treiben!
Über die dämmernde Flut!
Seeleninandersenken!
Die Augen: wir sind uns ja gut!

Sternesaugende Sehnsucht flog über und dämmerndes Weh.
Wir sanken in Seelensehnen — die Träne fiel glühend in See.

Friedrich Gärtner.

Transpositionen aus dem Charon.

Charon I (nach Rudolf Pannwitz).

Dort fährt schon wieder einer zur Unterwelt. Er löst den Nachen vom Wiesenufer und springt in ihn hinein. Mit kräftigem Ruderschlage geht es vorwärts, und der Kahn zieht eine breite Fährte in das ruhige Wasser. — Doch sieh, — drüben am Felsenufer öffnete sich eben ein riesengrosser, schwarzer Spalt. — Dorthin steuert er. -- Jetzt legt er den Nachen an, klettert heraus: nun schaut er noch einmal zur Wiese, zu den fernen blauen Bergen zurück, und verschwindet dann in der klaffenden Öffnung. — —

Es führt ein breiter bequemer Weg zur Unterwelt. Er geht zwar etwas steil abwärts, aber dann und wann, an den steilsten Stellen, sind Stufen in den Felsen gehauen. Nach vielen Windungen endigt der Pfad in einer Tropfsteinhöhle, wo des Wanderers Schritt von allen Seiten wiederhallt. Rechts kommt eine Quelle aus dem Felsen. Sie springt schäumend über die Vorsprünge und Zacken, und rollt den Schotter mit, in des Charon Fluss, in den schwarzen Strom. — Da seh ich ihn wieder sitzen, auf einem Felsblock, das Haupt in die Hand gestützt. Er blickt nach den Gefilden der Seligen hinüber, dort drüben,

wo zwischen den beiden finstern Felsmauern eine Lichtflut hereinströmt. Die kommt von den Seligen. Dorthin führt der schwarze Fluss. Dort schweben die Schatten in weissen Nebelgewanden auf der blumigen Wiese. — Was hör ich dort drüben knarren und plätschern? — Da kommt der Charon gefahren. Da schwimmt der schwarze Nachen von den matten Ruderschlägen getrieben langsam vorwärts. Der Greis selber mit dem langen, weissen Barte und dem schwarzen, weiten Kleide sitzt abgewendet vom Lichte im Hinterteil seines Bootes. Jetzt ruft er herüber, doch der Wandrer bleibt sitzen. Der Kahn schwimmt näher zum Ufer und noch einmal ruft Charon, — doch vergebens. Da stösst er ab, vom Gestade. — Ein Krach! — Der Felsspalt ist geschlossen. — — —

Auf der Wiese mit den blauen Bergen im Hintergrunde weiden die Kühe. Drüben am Felsenufer steht ein Nachen; darin liegt ein Ruder. —

Zielwärts I (nach Otto zur Linde).

Da sitze ich nun wieder einmal auf der Bank unter der Linde. Es ist alles dasselbe geblieben in meinem Heimatstädtchen. Hier die alte Linde, die morsche Bank und dort drüben das uralte Gemäuer und davor die Torwiese mit den grauen Weiden, dem üppigen Grase und dem ausgefahrenen Lehmweg. Die Mauer und der Turm, alles ist mit Epheu berankt. Selbst die höchste Zinne hat er erklommen, und von dort hängt er herunter und die Ranken flattern im Winde. Von den Felsblöcken ist wenig zu sehen. Ganz unten nur an der Erde sind sie frei geblieben, und da zeigen sich grosse Tropfen und ein weisser Niederschlag, der jetzt von der untergehenden Sonne ganz rosig gefärbt wird. Wie feurige Glut flammt das Wächterfenster; nur das schwarze Tor bleibt düster; und aus dem Staarkasten, der noch gerade so wacklig hängt wie damals, fliegt ein grauer Staar der Sonne zu. Er zeichnet im Fluge lange zitternde violette Schatten auf die Torwiese. Mit starken Schlägen strebt er der Lichtflut entgegen. Sie scheint ihn zurückzudrängen, doch nein, aus der alten Stadt kommt sie aus tausend blanken Fensterscheiben zurück und unterstützt den Flug nach der weiten Ferne. Weiter fliegt er, immer weiter! Jetzt taucht er die Flügel gleich Rudern in die Wasser des Sees, dort, wo die Sonne einen breiten Glut-

streifen niederlegte. Doch noch sehnt er sich weiter, die Ferne lässt er zurück, nach der Sonne sehnt er sich, nach dem unendlich Weiten. Und immer neue Lichtfluten bringen ihm von der untergehenden Sonne die letzten Grüsse. Schneller eilt er fort. Die Nebel steigen auf und hüllen alles in ihr ewig gleiches Grau. — Wo war er denn nun geblieben? Da war er ja eben noch. Doch hier ist ein andrer. Der sehnt sich nicht, er fliegt der Stadt, dem Neste zu. Und auch ich eile: denn ich höre schon den schlürfenden Gang des Torwächters. — Das Tor knarrt, es kracht ins Schloss, die Riegel werden vorgeschoben, und mich nehmen die düstern Gassen auf.

Der Flösser (nach T. P. Heinrich).

Eine Buhne geht weit in den Fluss hinein. Am Ufer ist sie mit Weiden bewachsen. Doch die Spitze ist kahl und heiss strömt der Sand die Sonnenstrahlen aus. In den Strudeln, die der Strom hier bildet, tanzen hin und wieder Weidenblättchen. Jenseits liegt eine Wiese, mit bunten Blumen zwischen dem saftigen Grün. Weiter stromauf steigt das Ufer an, und am Horizonte verschwindet der Fluss in einem blauen Walde, der auf einem Hügel steht. Ganz oben nur ist eine kahle Stelle, da sind die Bäume gefällt worden, um im Flusse zu Flössen gebunden zu werden. Von dort stossen die Flösser ab und lassen sich stromab dem Meere zu treiben. Auch jetzt fährt einer vorbei, bewegungslos steht er am Ruder. Nach dem Walde schaut er zurück, nach den bergigen Wiesen. Immer weiter führt ihn der Fluss zwischen flachen weidenbestandenen Ufern hin, nur manchmal hindert ein Damm den Blick frei über die weite Wiesenebene zu schweifen. Nun geht die Fahrt an Kartoffel- und Kornfeldern vorbei, jetzt folgt er der scharfen Biegung des Stromes, die ihn meinen Augen und ihm den Wald entzieht. — Immer tanzen wieder neue Weidenblättchen im Strudel.

Werner Helm.

August 1904.

Wunder des Frühlings.

Wunderbar und unbegreiflich
Ist der Wandel der Natur —
Doch der Kühle sieht es blind.

Wie die Farbenquellen stolz
Und die blühenden Gebärden
In die schwarzen Winkel blinken!

Wie dem trüb und dürren Holz
Aus der starren Haft der Erden
Saftgesellen wachsend winken!

Wie aus heimlich-kleinen Fächern
An den Samt-gehaarten Zweigen
Diese Fülle der Gebilde
Schwellend, bald auch schattend steigen!

Wie gepeitschte Birkenglieder
Zu dem grünen Tanz die Kraft
Sammeln bannerschwingend wieder,
Dann die nackten und die harten,
All die winterstarren Helden
Falten auf in flimmernd zarten
Blättern, die den Sommer melden,
Siegesprangend Frühlingsfahnen —
Wunder, das wir selig ahnen,
Das im Schwung der ew'gen Sterne
Uns erfüllt und niemals füllt,
Immer nah und immer ferne
Rätsellust, niemals gestillt!

Staunend steht ein stilles Kind,
Doch der Kühle sieht es blind.

———

Präludium.

Wie die geflügelten Scharen
Um das ragende Dach
Auf und ab — hin und her
In den Lüften sich schwingen,

So umkreisen die Wünsche
Und die Hoffnungen auch
Und die peinvolle Furcht
Unermüdet die Türme,

Die der ehernen Zukunft
Ungeprägten, doch einst
Durch die Welt rollenden Schatz
Unerbittlich verbergen.

Trilogie.

I. Zweifel, die Wächter der Jugend.

Wie schlangengewundene Blitze zucken
Auf ragende Felsen glühende Zungen,
Greifen hart an das Herz die Wächter,
Denkens und Wägens stolze Rechter.

Hasser des Augenblicks niemals gereiht —
Ergrimmte, die sorgloses Lachen und jungen
Aufschnellenden Mut sich eilen zu ducken,
Heben sie ewig ermahnend die Hände,
Weisen hinab in den Abgrund der Zeit.

Wehe den Herzen, zu doppelten Trankes
Qualvollem Becher von Anfang verdammt —
Haschen in Sehnsucht nach Früchten des Lebens,
Schauernd in Grübeln verzagen: vergebens —

Sie, der Begeisterung kalte Verächter,
Stürzen die Wiege kindlichen Sinnes
Und — unerbittlich trotzigen Kinnes —
Türmen sie traurige Zweifel.

II. Verzweifelnde Zweifelsucht.

Jetzt noch Blüten, zart verstrickend,
Schlangen schon ins Herz gebohrt.

Jene umdunkelt der liebliche Augenblick,
Traumberuhigte Kinder.
Ich aber, duftumflossen,
Zerschlage die Wolkentore,
Dass ein Blitz der Erkenntnis
Blendend herabfährt:
Rasend fliegt das Auge über den Weg vor,
Morgen und Abend prüfend,
Da doch die Mittagsonne glüht. —
Geahnte Pfade werden gebahnte Wege,
Aber wahnsinnigen Kreis
Wähn ich zu schaun,
Während ihr gradaus
Ohne Bedenken trabt.

III. Nach Jahr und Tag: Gesundung.

So sprach der Zweifel, der sich selbst gesellt
Nur stumme Lust der Klage kannte, —
So sprach der Zweifler, zwischen Furcht und Wunsch gestellt,
Im Kampfe, der ihn selbst berannte.

Da scholl vom Dom des Himmels die Erfüllung
Geliebter Hoffnung kaum gewähnt,
Da ward das Mass ihm übervoll,
Da quoll der Liebe Licht-Enthüllung:

Da schwieg einsames Wort der Not — —
Der Pilger in dem Seufzer-Boot
Fand glatt die Bahn,
Fuhr leicht hinan.

Im Rücken lässt er schwarze Jahre
Und die besorgte Hast der Zeit;
Der Freude goldne Sommerhaare
Sind dem gestärkten Griff bereit.

Buchen im Frühling.

Die Schollen deckt spärlich Grün
Wie dünnes Haar den Neugeborenen:
In rauher Luft Falter müh'n
Matte Flügel, die Verlorenen.

Der sonnenlosen folgt der Blick,
Der öden Strasse grauer Flucht:
Es drückt ein bang Geschick
Auf diese Welt mit dumpfer Wucht. —

Da lenkt des Weges Wendung rasch zum Wald!
Entgegenflutet frisch ein Strom,
Der sich zu lichten Wirbeln ballt:
Und herrlich fügt zu grünem Dom

Der schlanken Buchen kühnes Streben
Die Wipfel, — Seelen aufwärts führend:
Sich wiegend schweben
Sie, Kummer und Kampf kaum rührend.

An Eheleute.

Spinnet euch nicht ein
In die Maschen eigenen Glückes,
Senket die Augen nicht
Zur Sorge befriedeten Landes,
Das euch erfreut und hält.
Diese Gedanken lasten und breit
Schatten sie bald den Himmel.

Einzelne, grabt euren Tunnel zur Welt
Und teilet dem Ganzen
Vom Quell eurer Liebe.
Reicher, je reicher ihr schenkt
Anteil, Sorge und Lust,
Sinkt der gespendete Schatz
Euch ins geöffnete Dach.

Ruhe am Abend.

Glanz über den Bäumen
Am kühlenden Abend,
Du nährst die erhaltende Hoffnung . . .

Wie die Wipfel vielfach gezackt
An deinem Schimmer,
Sinkende Sonne,
Klar sich erbauen,
Ruhen unsre Gedanken
Mit gebreiteten Flügeln
In deiner Glorie still,
Deiner sanft erblassenden Pracht:
Demütig vor ihr
Die hoch Schweifenden
Eine Weile.

Aber es weckt dein schweigendes Leuchten,
Einzig am Abend dem Auge geneigt
Weckt den schlummernden Funken der Kraft,
Der zündet in fröhlicher Frühe,
Dann wenn du rückkehrst,
Lebenquellender Schein.

Glanz über den Bäumen,
Du bist die Hoffnung! Pn.

Stimmen der Notrast.

Und du.

Es wohnt ein Mann, hinter dem Walde,
In einem Haus, das schaut auf die Strasse
Wo viele Menschen gehn.
Der Mann ist allein in seinen Zimmern,
Er wandelt unter den Menschen auf der Strasse,
Aber das Glück kommt nimmer durch den Wald.
Die Menschen gehn heim; und der Mann nach Hause,
Und schaut auf den Wald durchs weit geöffnete Fenster:
Ach! nur der Abendwind streicht dran vorbei.
Das Zimmer ist leer, kein Bild an den Wänden,

Die Pendeluhr klagt mit schüchterner dünner Stimme
Vom schleichenden Gang der Zeit
Und schweigt dann wieder eine lange Weile.
Der Mann liest im Buche, Weisheit der Menschen,
Weisheit der Götter, und aller Weisheit Überdruss.
Das Glück kommt nimmer durch den Wald gegangen,
Das Glück ist unstät und die Liebe töricht —
Ach! keines Menschen Stern geht aus der Bahn.
Die Nacht mit ihren kalten Fingern
Bis an den Himmel greift sie: dass sich Sterne drängen,
Da hält der Mann sein Antlitz in die Höh.
Oh schaue nicht! Wohin die Nacht mit Strecken
Die Hand nicht hebt, wie sollt dein Sehnen haften?
Dein Stern geht höher. Brennt sein Glanz auf deiner Stirn.
— So warte bis er abwärts steigt. Am Morgen
Geh suchen: denn die langen Nächte irrte
Dein Glück im Walde und die Liebe sehnt sich heim.

Rast.

Der Park im Mai, der Blühens geschwellte,
So duftend satt, träumt Früchte des Herbstes.
Der Taumel vorbei, und der Sommer besinnt sich:
So selig matt streun Flieder und Rotdorn
Die Zier des Erglühens dicht um sich her.

Die Liebe ist früh. — Wem je der Verheissung
Nahen gewinkt, ist locker gegürtet.
Was im Busen geglüht, verschliesst kein Hemde:
Kein Bangen bezwingt, was quellend im Schoss liegt —
Allmutter Erde, Wehfrau und Braut!

Da milde Glut sich entfacht an den Glöckchen,
Entschmolz der Schnee; und die Gräser zuckten.
Da drang die Flut in die tausend Adern
Und stieg in die Höh bis zu Gipfeln der Bäume:
Die Liebe kommt jedem, und jedem zur Stund.

Ist doch der Duft den Linden verwehrt noch,
Da im Garten vorm Tor die Frühkirschen reifen.
Wenn der Herbst schon ruft, lang zögert die Rose;
Und die Astern im Chor beschreien den Winter
Bis die Herbstzeitlose dem Schneeglöckchen weicht.

So will ich mich freuen, inmitten des Sommers,
Da das Blühen sich drängt; und des Welkens nicht achten.
Weil die Mägde streun in die Sonne den Grasschnitt,
Weil's der Blumen mich kränkt . . . will doch nicht trauern.
Tiefer hinein stehn die Wiesen noch hoch.

Da: die Insel so grün, umkränzt von den Bäumen,
Umflossen vom Bach, und von Halmen wogend
Schau! der Wind drüberhin mit streichelnden Fingern,
Bläst nur ganz schwach: da blustern die Federn
Der Kuckucksuhr und fliegen davon.

Was ist da blau? Das versteckt sich im Grünen.
Und das glänzende Gelb! Das lieb ich am meisten.
Bist die Butterfrau, bist die Freude der Kinder,
Und ein Kind ich selbst: wie ich stehe und lächle!
Butterfrau, Butterfrau, streich mir mein Brot.

Hast du nicht Zeit? So muss ich wohl warten.
Wer hat dich betrübt? Auf Männertreu baust du?
Das bringt dir wohl Leid, schwer Herzeleid morgen.
Ganz arg ist verliebt auch das Gänseblümchen —
Gänslieschen, Butterfrau, seid ihr dumm!

Oh mein Kindergeplausch! Dass keiner mich höre,
Sprech ich ganz leis und blicke verstohlen,
Oh das ist ein Tausch! Ist seligste Jugend,
Ich weiss was ich weiss: im Wald und auf Wiesen
Und weit weitem Meer ist das einige Glück.

Auch dies ist ein Meer, so eng und so weit doch;
Wer zählte das Gras und die Köpfe der Blumen!
Wie steht Speer an Speer der Queckenwald ragend,
Dass über sein Mass der Taubnessel Spitze
Wie eine Tanne über Birken strebt.

Auch dies wogt im Wind, wie der Wald und das Weltmeer;
Und die Segel gespannt Kohlweisslinge kreuzen
Wo die Buntinseln sind und der Taubnessel Ätnas.
Da ist Hafen und Land, da stapeln die Frachten,
Hei! wie die Segel kippen im Sturm.

Nehmt mich mit auf die Fahrt durch die grünen Gewässer!
Mein Herz schwimmt in Lust — Oh Jugend, oh Dichtung!
Mein Herz das ist alt, verschwatzt und verträumt sich
Bei Butterblum, und Kohlweissling im Grünen —
Und doch läutet die Schlossuhr Mittag, um zwölf.

Und ich.

Kommt mein Tag,
Der die Erfüllung bringt:
Liegt meine Hoffnung am Hügel.
Ging ich noch Mittag auf staubigem Weg,
Hoch stand die Sonne.
Vorn in der Ferne ein Kirchturmdach
Weisser glühend als meine Chaussee.
Ich ging doch, ich ging, und der Weg ging grad.
Da zog mich der Schatten im Erlengebüsch:
Wo die Böschung schaut,
Hart neben der Strasse.
Ach spät kein Trunk,
Ach nur die Rast
Und der stumpfe Blick ins Tal.
Weiter die Strasse,
Ohne mich;
Mein Rücken weiss keinen Turm.
Oh mein Tag
War lang und heiss, und
Warf mich zur Seite der Abend.
Freund meiner Not, meiner Wanderung,
Stab meiner Hand und bei meinem Fuss:
Ich bin alt vor der Nacht,
Eh der Mond noch wächst.
Glocken läuten dumpf herauf,
Übern Hügelkirchhof geht ihr Ton müd;
Geht noch um die Erlenbäume:
Einzeln, sterbend; einer
Schläft
Erst in meinem Ohr ein . . .
Oh wie alt.
Ruh not, Ruh not, bang, bang, lang —

Otto zur Linde

. . . . Die Bilder, die sanft bebend uns begleiten
Und die dein Mund — das reiche Leben nennt,
Sind mir nur Lichtstrahl aus erstarrten Zeiten
Entschwundner Welten, der in Nächten brennt,
Da wir andächtig knieen vor geweihten
Altären, deren Götter keiner kennt,
Und uns vom Land der letzten Ewigkeiten
Nur eines Schleiers zages Beben trennt.

Maximilian Schick.

T. P. Heinrich.

Sieh! dich lieben die Frauen;
Deinen Gang,
Den Nacken, den geduldigen Träger,
Deine Stirn ein weites Haus:
Darin wohnen die Zärtlichkeit und der Mut,
Das Beharren und die Begeisterung.
Du, um dessen Lippen die vergangenen und die zukünftigen Unglückstage sind,
Du hast mir den Weg gefurcht
Und die Strasse gebreitet, über dem Meere zu wandern!

Paul Gloede.

J. B. H.

Auf der Erde Bett
Rang mit dem Menschen
Das Schweigen
Die alte Not.

Es siegte des Mannes
Zeugende Kraft
Sie musste ihm sterbend
Das Wort gebären

Die neue Not.

Denn dahin war des Mannes Kraft
Mit der Tochter nicht konnt er mehr zeugen.

Nur ihr Tod giebt ihm neu
Alte Kraft
Doch mit ihr die Mutter
Die alte Not.

Alexander Spangenberg.

Oft habe ich eine späte Stunde herangewacht,
Nicht um zu denken oder zu träumen,
Nicht um ein Abenteuer nicht zu versäumen,
Sondern damit ich stille die Zeit ansteigen hörte,
Wie sie vom Wallen des Bluts, von hallenden
Schritten, vom Wehen des Windes,
Von der Bäume Geräusch und den leise ziehnden Gedanken,
Von den ungesehnen Gefühlen fern wachender Menschen,
Wie sie leise, die Zeit, auf allen Stellen der Welt
Hingetragen wird, eine Gewaltige,
Hin in die schallende Fülle der Ewigkeit.

Ich lebe in Einsamkeit:
Und da ist niemand für mich.
Wenn ich Abends in mein Zimmer komme,
So bin ich allein: mit wem soll ich weinen?
Dann nehme ich ein Buch
Und verliere mich an die Klagen eines andern.
Manchmal unterhält er mich,
Und ermüdet lege ich mich schlafen.
Manchmal verstehe ich ihn,
Und dichtend rede ich zu ihm und seines Gleichen.
Oft aber ertrag ich mich nicht:
Ich stürme hinweg zu einem Freunde
Und rede mit ihm, was uns beide bewegt.
Wehe mir,
Der ich das Tiefste, was ich bin,
Übertäube!

Der Kreis der Freunde, der durch Worte
Der Sterne Kuppel höher hob,
Löste sich; und die Schar zerstob.
Ich nahte reich erfüllt der Pforte,
Von der mein Arm den Riegel schob.

Dann ziehen wissende elf Stunden
Die Glocke. Fenster stehn verhüllt,
Die nah mit Ampeln Glut bekunden.
Ich gehe durch den Hof, erfüllt
Wovon? Wovon so schwer umhüllt?

Im Traume muss ich nach dir jagen
Du fremdes Gut, und muss verwehn.
Wie zwischen zweier Wellen Gehn
Das Meer: flutet mein Schlaf mit Klagen
Und lässt kein fernes Ufer sehn.

Die helleren Himmel versinken,
Die bleibenden Sterne erscheinen,
Die Wolken führt ein Wind hinweg,
Die kalte Nacht ist unverhüllt.

Da erschauert der Dichter
Und erinnert sich der entschwindenden Jugend
Und weint eine Träne
Den immer jung gebliebenen Freunden nach.

Im Land des Alters,
Das nur die einsamen Wanderer erreichen,
Steigen die Nebel auf,
Welche die nahen von einander trennen.

Und auch am Ende ist
Mir nicht beschieden
Geliebt zu sein.

T. P. Heinrich.

Erhören möcht' ich meine Seele,
Bitte mein Ohr, es lege sich an ihren Busen,
Zu horchen willig-leicht auf ihr Befehle.
Da lauscht es in die Stille sich hinein,
Hört nur ein Sehnen, aber schon Medusen
Erwitternd wird es starr wie Pein.
Was hört es denn? Oh Nichts, doch Unerhörtes
Träufelt wie Gift und leimt es fester an.
Dies kalte Nichts beschwört es,
Und dieses Nichts spricht, spricht mit keiner Stimme:
Und doch: es horcht mein Ohr im starren Bann
Auf kein Befehle, gar auf keine schlimme
Einflüsterung, und schwer in seine Röhren
Mündet dies Nichts wie Klang zerbrochnen Frostes.
Und meine Seele lässt sich so erhören,
Ob's aus ihr weine, aber nicht mehr schmelze,
Als ob ein eis'ges Grab, ein schmerzlich-grün bemoostes
Dämpfe ihr Glutgestöhn mit schwerem Pelze.

Tanz ist in meine Glieder gefahren,
Schwingt im Gewirbel mich um,
Huscht wie der Wind leicht in meinen Haaren,
Kreiselt mich schlangenkrumm.

Schlang ferne Sonne wohl um mich ihre Schlinge?
An ihrem Bande gedehnt
Fühlt alles in mir das fremde Gezwinge,
Heimlichen Wehs durchsehnt.

Soll ich hin, soll ich weg? in meine bangen Zwiste
Listig schleicht sich ein Ring,
Und eh ich noch wüsste, was fragend ich misste,
Schwingt mich der ewige Wink.

Nimm deinen Mantel um
Zu Tänzen,
Tanz mir den Pöbel stumm!
Kredenzen
Sollst du mir glücklich-hell
Dann deine Lippe!
Doch reizend-vogelschnell
Nur dass ich nippe.
Gleich wieder schlangenschlank
Dreh deine Hüfte,
Tanz mir den Pöbel krank
In schlingernde Grüfte!

Als wir seltsam an einander wohnten
Wand an Wand, Geliebte, du und ich,
Als wir zärtlich-einsam uns verschonten:
Und du weisst nicht, dass zur Tür ich schlich?

Abend war's, die Fenstertücher glühten
So erinnernd einer fernen Welt,
Dämmerig, zwei schmale Kerzen sprühten
Ihre Flämmchen um dein Bettgezelt.

All das Nackte drang in meine Sinne
Deiner Schimmerweisse lebenswarm,
Mit der Blutgier einer Saugespinne
Schlürfte ich dich aller Reize arm.

Und berauscht mit schwerer Lockung stille,
Zögernd wieder fand ich meine Statt,
Und mein hungerdunkler Liebeswille
Blieb vom Anblick deiner Süsse satt.

S. Friedlaender.

Lieder aus einem Ton.

1.

Die Welt treibt
Die mich heimbeschied.
Was bleibt
Mir als mein Lied.
Ich bin froh und trüb
Wie ihr und nicht so —
Oh mein Lied mein Lied
Mein Lied: sprich du

2.

Bin immer allein
Und träume so viel;
Will Mensch sein
Und jage das Ziel.

Warum stosst ihr mich aus?
Ich habe ja kein eigen Haus.

3.

Der Wind ist still
Der Tag müd
Ich will
Kein Lied —
Still müd . . .
Gut.

4

Die Kiefer steht
Im Abendrot
Die Kälte weht
Mein Herz ist tot
Mein Herz ist tot
Die Kälte weht
Im Morgenrot
Die Kiefer steht.

5.

Leise leise
Klinge mein Schmerz
Wandle leise
Von Herz zu Herz
Verklinge verreise
Weit mein Lied.

6.

Mein Jasmin
Welk im Glas
Düfte ziehn
Weich und süss . .
O meine Seele was
Ist dies?

7.

Wie bin ich gegangen?
Woher? wohin?
Ist alles vergangen —
Daher, dahin.

8

Keine Tiefe zieht
Keine Höhe lockt
Das Blut blüht
Das Herz stockt
Ich kann nichts lassen nichts tun
Ich bin wund
O mein Blut o mein Herz
O mein Schmerz mein Lied
Ruh Ruh . .

9

Ich hob so schwer
Und es war leer
Ich grub so tief
Es sprang kein Tor
Ich kam daher
Nun geh ich bald
Wer wer
Hört wann mein Schritt verhallt?

10

Still still
Horch die Glocken
Die Musik
Vor dem Tode
Süss süss
Rufen locken
Die Musik
Nach dem Tage.

11

Du liegst im Grabe
Oh Glück
Und meine Liebe
Bei dir.
Gieb
Sie mir wieder.

12.

Du gingst dahin
Ich blieb allein . .
So lange bin
Ich weder dein noch mein . .
Das macht so müd
Ein nichts zu sein.

13.

Lied meiner Pein
Du singst mich ein
Seele du trinkst
Den roten Wein —
Schlaf ein schlaf ein
Die Nacht ist spät.

14

O Liebe wann kommst du?
Sink ich in deinen Tod
So hab ich ewig Ruh
Jetzt hab ich immer Not.
Da du mich nie geliebt
Und schon mein Herz so alt
Bin ich so tief betrübt
Und allem fremd und kalt.

15.

Was vergangen ist nicht mehr
Künftiges ist noch nicht da.
Leer leer —
Nah nah —

16.

Zwölfglockenschlag —
Zwischen Nacht und Tag —
Die Flut kehrt zurück —
O du todtiefes Glück.

17.

Der Wagen rollt
Es irrt ein Schein
Ich wollt
Allein
Singen bis ins Morgenrot —
Meine Lieder macht das Leben tot.

18

Wer weiss mein Weh?
Ich bin von je.
Wer löscht mein Licht?
Ich bin ja nicht.
Wer macht mich froh?
Oh nichts oh —

19.

Ich sing euch wie ein Traum
Den wünscht ihr zeitig fort
Aus einem fremden Baum
Ein wehes fremdes Wort:
Heim — heim —
Uralt — grundtief —
Wer schlief? — es rief —
Heim — heim —

20

See meiner Heimat ich kenn dich nicht mehr
Ich fuhr wohl zu lang auf dem wildfremden Meer
See meiner Heimat mich sehnt es so sehr
Und ich Weltsegelspannender kann doch nicht mehr
Zu dir zurück von dem brausenden Meer.

21

Nun tu
Was du sollst
Nun ruh
Was du grollst.
Vieles wandelt und vergeht.
Warum soll dein Leid bestehn?

22.

Der Morgen klirrt
Der Wind erschallt
Fern Rot irrt
Am bleichen Wald . .

Ich bin noch müd
Und singe dein Lied:
« Ruh not Ruh not »

23.

Ich schied von mancher Welt
Und habe sie nie nachgezählt.

24

Mein Leiden
Ist doch nur ein Gedicht
Wie da sich tief mit tief verflicht
In Freuden
Wie Lieb von Lieb muss scheiden
Das spricht
Nur im Gedicht
O Leiden!

25.

Kühl streicht der Wind
Die Beete blühn
Mein Herz ist ein Kind
Mein Hoffen ist grün.

Ich sitz im Garten
Und muss noch lange lange warten.

26.

Die Lieb ist spät
Das Herz ist jung
Es geht
Erinnerung
Und weckt die Lieder vor dem Tag
Dass es schon klingen mag.

27.

Mein Sehnen mein Sehnen
Wann wirst du müd?
Im Lied
Mein Sehnen mein Sehnen
Wirst du nimmer müd.

28.

Sehnen und scheiden
Immer dasselbe Leiden,
Schaffen, begraben,
Nie etwas haben —
Fern wie ein Stern ist das Glück.

29

Du nahst du nahst
Noch vor dem Abend mein Glück
Dein Pfad dein Pfad
Ist schon mit Lichte geschmückt.

Ich sitze auf dem Steine
Mir ist so wohl alleine.

30

Am hohen Baum
Die Rebe rankt
Der süsse Traum
Bei Tage wankt.
Am tiefsten klingt
Der Liebe Lied
Und dies verklingt
So trüb und müd.
Wohl überquer
Die Strassen gehn
Ich bin weitweg ich bin weither
Und werde niemand wiedersehn.

31.

Still still
Was ich will
Ist mein Glück.
Ich bin weit weit
Zurück. Daheim
In der Sterne Blinken
Bin ich wiederzufinden.

32

Mein Lied klingt
Wie ein Stern scheint
Die Nacht ringt
Und die Not weint.

Das ist so süss
Fast wie der Friede
Das ist so tief
Und müd und schwer
Wie nichts hienieden.

Die Welt grüsst
Mit goldnem Munde
Liebe Liebe wo bist
Meine Liebe du in dieser Stunde?

Rudolf Pannwitz.

Ein Psalm des Lebens und der Zeit.

Dass aber Gedanken nichts sind und leben alles, lehren uns die Jahre.

Denn leicht ist es zu denken und rasch im Umdrehen der Hand getan: nun weilt deine Geliebte im fernen Gebirge; doch übers Jahr hat sie dir ein Kind geboren.

Aber schwierig ist ein Jahr und mühsam zu ertragen und höhlt neben die Wellen der Wonne manch ein Wehetal.

Du siehst diese Bäume wieder und gedenkest des Abends, da ihr Liebende in seinem Schatten zittertet: schon ahnst du die Zeit, da auch die Tochter liebreich Dich anschaut, während noch die Farbe ihrer Augen nicht bestimmt ist und nicht ihr Haar gewachsen.

Doch Tage und Tage schleichen, eh' ihre Zähnchen den Saum der Lippe rühren; durch träge Wochen leidest du Gram, wenn Husten sie schüttelt; und ihre Fehler begleitest du durch Jahre.

So rollen hurtig deine Gedanken über der Zukunft hinüberschiessende Bahn; mühsam steigt die lebendige Gegenwart über die Tage, gleich Ameisen über Steinchen.

Kennt einer die tausend Hebel dämmernder Taten? Wer zählt die Strassen, die ein lallendes Kind wandelt zum lallenden Greis?

Und aber, wer lag auf der Lauer der Zeit und nennt ihre Schliche?

Uns gelüstet nach dem Mass ihres Gewandes und ihrer Gaben Wunder, dass wir sie eintun in gleiche Kästchen und teilen sie ab und zählen und zählen ...

Denn ohne Ehrfurcht sind wir auch vor dem Ewigen.

Sie aber, die Zeit, hin schiebt sie den ehernen Wagen und Völker fallen; her, und neue Völker werden stark.

Da bändige Demut der geilen Gedanken hochmütig Gebahren und schenke der Hand ruhige Kraft, die täglich den Kiesel des Lebens schlage, funkenstiebend.

Pn.

September 1904.

Bilder aus vergessenen Tagen.

Mit bangem Finger rührst du an die Scheiben
Des Hauses, drin die toten Jahre schlafen.
Und aus den Spitzen deiner schlanken Hände
Dringt weisses Licht, das neues Leben spendet
Und aus dem Dunkel klare Bilder hebt.

I.

Die Uhren rauschen wie Wasser,
Flutend entgleitet die Zeit.
Die Kerze flackert . . . Wie weit
Sind uns jetzt Freunde und Hasser!
Schliesse die Fenster und Türen,
Gieb mir die tröstende Hand.
Komm! Du sollst mich führen
Ins tote Land . . .

II.

Hier gleicht der Tag dem gleichgebornen Tage,
Und jede Nacht der gleichgebornen Nacht.
Am Krankenlager halt ich fiebernd Wacht,
Und durch mein Hirn rinnt eine alte Sage:
Von zwein, die man an einem grauen Tage
Lebendig eingrub in dem schwarzen Schacht . . .
Es quält und peinigt mich die alte Sage,
Am Krankenlager halt ich einsam Wacht.

III.

Abend. Am Himmel im Westen
Verglimmendes, sterbendes Rot.
Nach all den rauschenden Festen
Segelt ins Dunkel mein Boot.
Ein Schluchzen der Violine,
Rollender Töne ein Meer . . .
Aus den Falten der Sammetgardine
Droht mir ein Finger schwer . . .

IV.

Das Zimmer ist dunkel. Die Wände
Ziert der Abglanz eines einsamen Lichts.
Du! Sind das nicht die winkenden Brände
Der Fackeln des letzten Gerichts?
Blick mir nicht so starr in die Züge!
Ich fürchte mich, gieb mir die Hand.
Wir sind tot, und alles ist Lüge:
Du und ich und die grinsende Wand . . .

V.

So endlos lange Strassen fliehn ins Weite,
Vom grauen Himmel fällt ein krankes Licht
Mir wie ein feuchter Schleier aufs Gesicht,
Sodass ich wie in Träumen vorwärts schreite.
Ich weiss nicht mehr, wo einst mein Weg begonnen,
Ich kenne nicht das einst ersehnte Ziel,
Die glühen Wünsche sind wie Rauch zerronnen,
Das ganze Sein — ein müdes Schattenspiel.

VI.

Durch den wehenden Vorhang der Nacht
Glühen die roten Laternen,
Ich fühle auf fernsten Sternen
Den Jemand, der mich bewacht.
Es halten die strahlenden Hände
Mich im Bann des gefrierenden Stroms . . .
Mein Leben erstarrt zur Legende
Im Fenster eines gotischen Doms.

VII.

Den herben Duft des Herbstes trägt die Kühle
Mir in das Zimmer durch die offnen Scheiben.
Mir ist, als ob ich plötzlich Sehnsucht fühle
Nach Dingen, die noch in dem Dunkel bleiben.
Aus meinem Garten grüssen mich die Eiben,
Vom Nachbarhofe tönt ein junges Lied . . .
Begierig trinkt das neuerwachte Treiben
Das Ohr, das lange lautes Leben mied.

VIII.

Häuser und Türme und Dächer
Glühen im Abendrot,

Das wie ein schleichender Rächer
Uns mit glimmender Fackel bedroht.
Unendliche zitternde Drähte
Durchqueren den flammenden Sammt.
Hörst du die klagenden Glocken .. Bete!
Denn wir sind verdammt.

IX.

Dunkel und Stille. Im Düstern
Liegen wir Hand in Hand.
Wir sind so müde. Wir flüstern
Vom toten Land.
Wir flüstern von sterbenden Jahren,
Vom Morgen, das uns bedroht . . .
Wir sind zu Meer gefahren:
Der Sturm spielt mit dem Boot . . .

X.

Durch die dämmernde Nacht
Rieselt silbernes Licht.
Aus dem Dunkel erwacht
Zug um Zug dein Gesicht.
Aus den Wogen der Zeit
Mahnt es strahlend und hehr:
Und das Enge wird weit,
Und das Leichte wird schwer!

Maximilian Schick.

Die Einsamkeit.

Lang dem Treiben sahst du zu,
Ungerufne Einsamkeit.
Aber einmal nanntest du

Meinen Namen. Wegbereit
Sahst du auf mich, traumbewegt,
Reich an Bahnen, hehr durch Leid.

Dir zu folgen tief erregt
Zog ich feldwärts, stieg zum Ried,
Liess die Sorge die erwägt.

Wo du betend hingekniet,
Bei dem Bogen bleib ich stehn*
Ohne Flehen, bis ich schied.

Mein Erschauern soll verwehn.
Sei kein Hüter für mich wach!
Deine Augen wollt' ich sehn.

Dann am Tische im Gemach
Zeigst du mir in einem Buch
Alte Bilder, lispelst schwach:

« Da warst du ein Kind. »

Fernher gehen Gestalten, gewaltige,
Kommen und drohen;
Schwinden und lassen Gedanken, gewaltige,
Streben nach hohen
Zielen. Aber der Wind, der gewaltige,
Ist schon mit rohen
Schritten weit über die stille Fläche
Eilends gegangen;
An seine Schritte über die Fläche
Heftet in langen
Schwingen sich Wasser, entsteigend der Fläche.
Wir aber bangen.

« Hier segnet man einen Knaben ein. »

Das Singen tönte hoch empor.
    Orgelschallen trug die Klänge
    Weit durch himmlisch erhellte Räume,
    Und es sanken herab
        Gottes des Vaters
Gedanken, liebevoll geschenkt.

So nehmet hin den heiligen Geist,
    Schutz und Schirm vor allem Argen,
    Kraft und Hülfe zu allem Guten,
    Von der gnädigen Hand
        Gottes des Vaters
Durch Jesum Christum unseren Herrn.

---

* Dies ist ein Bogen über einem Heiligenbild am Wege.

Und Jesus Christus sah ihn an,
    Der den Tod bezwungen hatte,
    Der auf Erden und in der Hölle
    Lehrte, sitzend zur Rechten
        Gottes des Vaters,
Von da er kommen wird zu richten.

« Hier ist der Weg durch den Park am Abend, »

Wo der Ungeliebte
Still die Gelächter vernimmt
Und den Händedruck der Liebenden
Im Geiste versöhnt.

« Hier ist der Weg des Hoffenden. »

Noch fluten die Empfindungen
Des von dem Tanze kommenden.
Die Neigungen, die Bindungen,
Noch klingen die verwehenden.

« Und hier ist ein Glücklicher. »

Sein Leben sieht wie sonst die fernen Berge,
Findet den Weg vorbei an fremden Fenstern,
Und ruhend spricht es mit den andern Wesen,
Es ahnet die Geschicke mancher Dinge.

Doch diese Kunde ist ihm nicht gekommen,
Dass Liebe schon es angekettet
An der Gefährtin reizbewegtes Schreiten,
In derer Augen Licht er nichts begehrt.

« Hier ist ein Jüngling mit seinen Eltern. »

Vater und Mutter verstehende
Konnte er Liebe erfragen,
Schicksal ohn Klagen umgehende,
Stege herrichtend, die lagen?

« Hier aber ist ein Wanderer. »

Wie schauerlich ist die Nacht!
Aber die Dämmerung war traut;
Und die Seelen wuchsen zusammen,
Die der Tag geschreckt.

« Hier sind die Liebenden. »

Haltend dein kühles Haar
Fühl ich auf jungem Haupt
Liebend des Vaters Hand.

Küssend dein heisses Kinn
Spür ich den Mund der Mutter,
Der auf der Wange des Kindes weilt.

« Hier fühlt der Jüngling ein Neues. »

Es sprach: Ich bin in anderer Welt als du —
Er sah die Spur von anderem Ort im Spiegel
Der nahsten Augen und sah immerzu
Voll fremden Geists der Lippen Wundersiegel.

Wer übersteigt die Schranken seines Lebens? —
Verstand kann die Gedanken nicht besiegen,
Die kühn und grösser sind, doch blauen Schwebens
Der hohen Grenzen Wohnung nicht erfliegen.

« Und hier ist Musik. »

Töne um Töne! Aus Dunkel wird Helle.
Die Himmel erschollen.
Töne um Töne! Und wieder zerschelle
Das Wunder im Grollen.

— O Einsamkeit!
Ich will dir sagen, was ich fühle!

Warum wehrst du,
Strenge Stirn, mir ab?
Ist die Rede dir verhasst?

Da antwortest du mit meinen Worten.
Hinter deinem Auge ist die Leere.
Aus der Ferne blickt mein fieberndes Gesicht.

Und es zieht vorbei der Zug der Gedanken:

Zwei sind der Wege. Sie führen hinauf zu den Wolken der eine,
Aber der andre hinab, tief in die Fluten des Meers.
Immer sich wandelnd, erhellend verdunkelnd, verschwinden und kommen
Droben die Länder der Luft, stets doch zur Sonne gewandt.
Ewig ruhend liegen die Reiche der schweigsamen Wasser
Tief an dem Busen der Nacht. Erde umschliesst sie weit.
Wähle nun!

Du gingst mit ewigen Meistern
Lange genug!
Aber kehre nicht um;
Eile vorauf!

Ich zweifle an mir selbst. Wer hat mir das getan?
Wie greift Verzweiflung mich so grausam an!

Die Welle hebt mein Schiff
Und senkt es!
Wer sieht nicht fern das Riff;
Doch wer bedenkt es?

— An der Wand hängt die Gitarre,
Aufgeschlagen liegt das Buch;
Und ich sitze da und starre,
Was ich sehe, ist es Trug?

Da stehst du auf und öffnest,
O Einsamkeit, das Fenster.
Du zeigst mir leuchtende Fernen.
Dann führst du mich in den Garten.
Die Pforte nach dem Walde
Steht mir offen.
Doch ich fürchte mich.

Dann aber umfasst mich der Rausch,
Und Schlaf führt mich weg.
Aber nicht träume ich, denn
Schon lange ist der Weg so weit,
Dass ihn die Bilder nicht mehr finden.

Mich weckt der Tag und ich
Begrüsse ihn, dem ich vertraue.
Schweigend führt er mich zu meinem Werk.

T. P. Heinrich.

Antwort.

Nun ist meine Ruhe vernichtet,
Bin in Schmerzen nun sonderbar,
Du hast ja so freundlich gedichtet
Und schenkst mir dein blondes Haar.

Bin in Schmerzen, die sonst ich nicht kannte,
Ich teilte sie nie noch mit dir,
Bis dein Wort in Ketten mich bannte;
Nun reissen die Ketten an mir.

Ich sitze wohl weinend im Garten,
Die Seele weiss kaum was sie will,
Du tröstest, ich solle nur warten,
Das Glück es käm' einmal still.

Doch ich bin zergrübelt von Sehnen,
Die Hoffnung schloss lange den Kreis.
Lass sie rinnen, die schwärmenden Tränen,
Von denen dein Sänger nur weiss.

Lass sie strömen auf diese Blätter,
Sie bringen dir Kunde, mein Kind,
Dass auch bei verzweifeltem Wetter
Meine Lieder stets bei dir sind.

Lass des Mitleidens Tränen nur weilen,
Des Leidens mit mir und mit dir,
Und können sie Leiden nicht heilen,
Sie bringen doch Linderung mir.

Friedrich Gärtner.

Zwei Balladen vom Mann am Stein.

I.

Oh es kommt näher; denn es weiss den Weg.
Es ging früh fort auf seine grade Fahrt.
Ich hab am Weg gesessen, vormittags.
Und liess die Sonne steigen übers Haupt mir
Und liess die Sonne sinken. Auf dem Stein
Hab ich den Tag versessen bis es käme.
Ich ass mein Brot um zehn, und trank am Nachmittag
Den letzten Tropfen Wasser — und nun kommts.

» Du sitzt am Stein. Hier bin ich. »
«« Ich habe einen Tag auf dich gewartet. »»
« Es ist die Stunde da. Hier bin ich. »
«« Ich sass seit früh. »» « Hier bin ich. »

«Du wusstest schon —?» ‹Ich weiss dass ich hier bin.›
«Wer bist du?» ‹Und du hast auf mich gewartet!?›
«Seit früh.» ‹Doch nun ists spät.›
«Spät! Wie mich's dürstet . . .»
‹Denn jetzt ist deine Flasche leer.› «Mich hungert.»
‹Du hast dein Brot gegessen eh der Mittag kam.›
«Mir bangt.» ‹Ich kam die grade Strasse.›
«Wo gehst du hin?» ‹Ich kam die grade Strasse.›
«Du! Du bist anders. Als ich wartend sass,
Ich wusste dass du kamst. Und doch . . .» ‹Ich kam die grade Strasse.›
«Du willst mich töten?» ‹Wer am Steine sitzt
Weiss, dass der Weg vorbeiführt.› «Warum gehst du nicht?»
‹Du sitzt am Stein.› «So willst du *dich* hinsetzen?» ‹Wo du sitzest?›
«So will ich aufstehn.» ‹Doch der Weg entwandert.› «Weh! So setze dich.»
‹Du sitzt am Stein.›
«Wir zwei . . .» ‹Ich bin nicht zwei.› «Doch du und ich . . .» ‹Ich bin nicht du.›
«Ich kam weit her.» ‹Dort will ich hin.› «Doch nun ist Nacht.»
‹Es war auch Tag, und wird es morgen sein.
Die Sonne ging querweg, nun gehn die Sterne,
Und auch im Monde liegt dein Schatten auf der Strasse›
«Mir wird es schwarz vor Augen, und du sprichst von meinem Schatten.»
‹Der lag auch hinter dir, denn Mond und Sonne kreisen.›
«Ah es ist kalt.» ‹So geh!› «Woher du kamst?»
‹Wohin du gehst.› «Und du?» ‹Ich *bin* nicht du.›
«Leb wohl.» ‹So spricht der Tod.› «Ah es ist kalt.»
‹So spricht das Leben.› «Mann, wer bist du?
Auf Tod und Leben frag ich dich» ‹Ich *bin* nicht du.›
«Doch ich, doch ich — nun hab ich lange
Gewartet und nun muss ich fort, ich, sage mir . . .»
‹Du gehst die grade Strasse.› «Und am Ende?» ‹Sitzt du am Stein.›
«— Und warte. Ach, dann kommst du —» ‹Wann die Stunde da.›
«Dass du die Zunge frisst! Dein Wort ist kurz. Dein Wahn
Ist länger als die Strasse.»
‹Die führt am Stein vorbei.› «Verdammter Narr in Ewigkeit!»
‹Die Ewigkeit steht still.› «Oh es kommt näher.»

II.

Ob ich sitze auf meinem Stein,
Fernher kommt ein Greis am Wanderstab.
Legt den Stab mir in den Schoss,
Schaut mich lange an und scheidet stumm.
Im schwarzen Mantel eine Frau
Trägt ein schlafend Kind im Henkelkorb.
« Einen Trunk du fremder Mann,
Ich bin durstig, hab mein Kind getränkt. »
«« Dem du Milch gabst, es schläft im Korb. »»
Als ich dieses sprach, weinte das Kind.
Liess die Frau den Korb am Stein.
Kam ein Mann mit seinem jüngsten Sohn.

« Vater, warum sitzt der Mann am Stein!
Vater, er hat einen Stab!
Und das Kind, das weint im Korb!
Vater, und er schaut uns beide an! »

Weine nicht, sie sind schon fort;
Und das Kind weinte nicht mehr, aber schwieg.
Doch so sprach ich und lauschte mir:
« Wess' ich warte, weiss ich nicht. »
Und der Stab in meiner Hand zerbrach.
« Dass es kommt, drauf warte ich. »
Sprach das Kind im Korb: «« Es kommt gewiss. »»
Sprach zum Kind ich: « Woher weisst du das? »
Und das Kind sprach: «« Von vorder dir
Kommt es, denn ich traf ihn hinter dir. »»
« Ei den Tod? » «« Der geht vorbei. »»
« Ach das Leben! » «« Nein, das geht vorbei. »»
« Schau den Stab! » «« Das eine Stück
Gieb dem Tode und das ander mir. »»
« Und dem Leben? » «« Das Leben braucht
Keinen Stab, das auf den Tod sich stützt. »»
« Aber du? » »» Ich muss noch weit,
Wo der Mann am Steine meiner harrt. »»
« Hab ich denn gewartet auf dich? »
«« Nein, denn meine Mutter liess mich hier. »»
« Und der andre Mann am Stein? »
«« Gab mein Sohn ihm deinen Stab,
Als er alt des Weges kam vorbei. »»

« Und die Frau, des Sohnes Tochter ists? »
«« Und das Kind im Korb weint immer noch. »»
« Und der Mann am Stein? » «« Zerbrach
Seinen Stab, ich aber sage dir: — —
Denn ich komme ganz gewiss. »»
« Aber jene zwei, der junge und der Vater? »
«« Ach! der Knabe hat mich angeschaut. »»
« Wess' ich warte, weiss ich nun. »
«« Nein das weisst du nicht. »» « Weisst dus? »
«« Ich — Ich — Jener Knabe hat mich angeschaut. »»
« Jener Knabe weiss . . . » «« Er weiss es nicht. »»
« Aber du . . . » «« Leb wohl, denn ich . . . .
Jener Knabe hat mich angeschaut! »»

Otto zur Linde.

Die Dämmerung grübelt voll wahnsinnigen Verlangens
Und leckt an deinem Leibe mit der Wollust Qual.
Nach Taten, die der brünstige Rausch begangen,
Suchst du am Abend in den Ecken des Journals.

Es bäumt sich stöhnend auf im schweren Blute
Der Sturm und trübt den Gott dir in der Brust.
Der Geist auf seinem Tron erhebt umsonst das Gute,
Nach Wunden schreit das blinde Heer der Lust.

Doch den Verlassenen, der schon wankt, schon flieht, umschweben
Alle die Gluten der fühlenden Nacht.
Und nach seligem Vereine des Nehmens und Gebens
Tritt sacht herein die Stunde, da Erinnrung wacht.

Paul Gloede.

Winterlang fror meine Seele
Sonnensüchtig.
Kein klarer Goldspiegel blanker Teiche
Leuchtete von Schattengegenbildern warmbunten Gehügels.
Nebel krochen grau über dumpfes Gelände.
Menschen lebten so heimlich wie winterliche Bäume.
Der Himmel war verschränkt wie Särge.
Da jählings öffnet sich sein bleierner Deckel,
Rosenfeuer sprühn, das blaue Auge
Des jungen Frühlings lächelt auf.

Das Schluchzen meines Bluts
Vernahm ich oft in Nächten,
Wo tränende Harfenklänge
Mir ins Gehör
Das Gift der Liebe träufelten.
In Röhren orgelnd
Unkt Gequak der Frösche
Aus Teichen die der Liebe wie verlor'n.
Gesunknen Auges trunkenbleich verworr'n
Umarm ich Wesenloses.
Nüchtern gähnend erwach ich kranken Sehnens,
Als ob vergessen lang in morschen Urnen
Mein welkes Aschenherz erglüh verschollnen Liebgekoses.

Lachen.

Ich lachte dann, und ausser mir dies Lachen
Sah ich gestellt in leeren Öderaum,
Das sprüht und blitzt und ringt als lichter Saum
Sich um die Schleppe aller Weltensachen.

Dies Unten der Dinge, alle ihre flachen
Ränder perlen zart von farb'nem Schaum,
Und selig füllt die Stille sich mit Traum,
Und herzlich grüsst die Ruhe sich mit Sprachen.

Oh all das bunte Stammeln, dieses Kosen,
Dies heimliche, dies laute Weh, dies Blühen,
Dies Hin und Wieder, dieser Tanz der Wesen:

— All dies gemahnt wie Duft von welken Rosen,
Wie ros'ges Licht aus silbergrauen Frühen,
Dass Lachen, nur mein Lachen es gewesen.

Durch blaue Schleier
Lauscht deine bleiche Haut,
Mir graut,
Es klingt eine Leyer.

Eine Leyer klingt,
Du lachst so müde,
Als lüde
Der Tod. Es winkt

Deine arme Hand
Ihm Zeichen,
Da schleichen
Schatten an der Wand.

Schatten,
So grau, so gähnend,
So wähnend, —
Als seien wir Gatten.

S. Friedlaender.

Ich hatte einen Baum, den ich heiss liebte.
Eine Eiche war es, hoch und grün.
Aus dem Strom, der meinem Herzen entquoll,
Tranken seine Wurzeln den grünenden Saft. —

Und ich — an seinem beschatteten Fusse
Hingestreckt, pflegte meine Seele
Einen süssen Traum zu träumen.

So eines Tages schlafend schlief ich auf ewig.
Vertrocknet die Quelle seines Lebens
Fiel er trocken über mich.

Alfons Gregorius.

NACHLESE.

Noch ein Strauss aus jenem Sommer
Steht in meinem Zimmer.

Wieder Lieder, und ich schlage
meine trüben Augen auf:
dies sind Lerchen, und vor Tage
wirbeln sie in wirrem Hauf
über Feldern kalt und öde,
in der Himmel weitem Klar,
durch die Lüfte nebelnd, spröde
wieder Lieder wunderbar.

Mein Ohr klingt,
es denkt wer an mich;
ich bin allein
und denke an mich.

Mein Mund singt,
gedenkst du an mich?
ich bin allein
und gedenke an dich.

Mein Herz ringt
und denkt nur für sich;
mein Herz springt
und denkt nur für dich.

Ich ging in scheuen Knabenjahren
durch diese Wälder; heiss vom Traum
liess ich mein dumpfes Los erfahren
den ältsten grünsten Kiefernbaum.

Er will mir jenes freundlich wiederbringen,
und ich erschauere, wie fremd und kühl: —
ich werde dieses tonlos niederringen,
einsam in dem Gefühle und Gewühl.

Es steht mein Schmerz noch ausser mir,
ich kann ihn nicht ins Innre zwingen:
die Arme kalt, die Blicke stier
kann ich und er uns nicht umschlingen.

Ich bin so still als wär ich tot
und bin so lebend nie gewesen;
ich esse gern mein täglich Brot
und glaube nun nie zu verwesen.

Mir ist sogar als hätt ich dich
verloren nie, auch nie erworben,
als wärest du bloss jetzt in mich
Lebendigen hineingestorben.

Wenn nichts mir blieb riss es zu dir mich hin,
du konntest Trost und neues Glück bereiten . .
Ich sehe hilflos um nach allen Seiten,
da mir dein Bild so schreckhaft doppelt schien . .
Und kann ich denn von dir zu dir entfliehn? . .

Ich höre ein Knarren des Sarges,
ein Sturm wirbelt stäubend hinan . .
« Vater was hast du mir Arges
angetan? »

Es stellt sich in flatternden Tüchern
fest auf den Grund die Gestalt:
so las sie sich in meinen Büchern —
war sie schon kalt?

Lohe des Lebens umringt sie,
atemloses Licht!
verfallene Schicksale bringt sie
und uralte Pflicht.

Ich kann dies Schweigen nicht fassen
und wanke wie dein Grabstein . .
Den Friedhof aber muss ich lassen.
Kämest du — ich warte dein.

Phosphornes Leuchten
in blinden Nächten:
die tot uns deuchten
die Schwerter fechten;

fechten in Lüften,
es sprüht die Haide:
und aus den Grüften
grünt es mit Neide.

Der späteste Hauch
sieht dies wenn er säuselt:
unter dunkelduftigem Strauch
die kalte Welle kräuselt.

Er kam zu mir müd
und sagte mir: „Eben
hat der Strauch sich abgeblüht —
Wellen fangen an zu leben . .

Gehorchend dem Geheimnisvollen
erhält sich lebend Staub und Wurm . .
Wenn in mir ferne Stürme grollen,
dann geh ich aussen in den Sturm.
Und meine eignen Geister tauschen
mit denen um mich Kraft und Drang,
und alle wilden Geister rauschen
an meiner kalten Stirn entlang.

Ich kenne Nächte, die von Sternen scheinen,
in die wir schreitend goldne Tropfen weinen; —

und schwärzere, die noch von Schatten klingen,
in die wir dröhnend das Verbotne singen; —

und Nächte, die mit stumpfen Lippen schweigen,
die unsern Schlummer doch noch überschweigen.

Die kühle Herbstluft macht die Landschaft klar,
sie saugt am Nebelreich verschwommner Träume,
stellt manches klar und andres gar nicht dar:
anstatt des Weihers umgekehrte Bäume . . .
Der Wanderer, gewohnt an Einsamkeit,
ist klug genug, sich selber zu verlassen,
was ihn umgiebt — unendlich hingereiht —
wenn nicht ins Herz, ins Auge doch zu fassen.

Du ragst noch auf, du alter Turm,
im weiten Frühgeleucht; —
der See ist grün — in mir ist Sturm —
der ganze Himmel blaut — mir deucht,
es wird der kahle Herbst noch trüb und feucht.

Gebettet im stets offnen Grab
sollt tief ihr ruhn, ihr Wandertage; —
zersplittert liegt mein grüner Stab, —
an euerm Herd hört meine Herbsteskläge:
die grosse süsse Liebe — wann sie heim mich trage . .

Rudolf Pannwitz.

Herbst-Sonnenuntergang.

An der Berge Brust lehnt der Feuerball,
Der ruhelos seit Morgen rann;
Dem Himmelswolken-Treugespann
Entzücken schafft sein erhabener Fall.
Es sammelt der Wind, den Helden zu bahren,
Die weissen sanft und die grauen Scharen. . .

Da läutert Glut die vergängliche Stätte,
Da erblühet den Gipfeln leuchtender Mut,
Da erstrahlt noch einmal
Des sinkenden Helden Lebenskette:
Er beherscht sein Schicksal mit goldenem Blick. —
Durchdringend rötet die Freunde das Glück,
Ein Heldengeleit ins Lichte zu steigen
Vergehend in ahndendem Schweigen.

Nun ermattet mit Stössen des Windes die Kraft . .
Da trinkt der See den glühenden Saft,
Des Helden unsterbliche Seele.
Doch an den Hängen im Flimmern der Nacht
Entzündet Erinnern ein feuriges Fest:
Gülden verheissende Hoffnung erwacht,
Dass wieder in rötlicher Frühe
Der herrlich hingeschiedene Fürst,
— Unaufhaltsam donnernden Schrittes aus West,
Der erwartenden Welt seine Fackel sprühe!

Pn.

Sieh wie der Mond durch die dunklen Wolken zieht,
So ziehen meine Gedanken mit ihm,
Und er schleppt sie mit sich fort
Und bringt sie dem Geliebten hin,
Und immer steigen wieder neue auf aus Erinnerung —
Meine Augen folgten dem Zuge,
Ich stand still und sinnend,
Nur der Wind spielte um mich her,
Und weiter ging ich meinen Weg.

Verena zur Linde.

Phantasie eines Ästhetikers.

Ich stehe am Weiher. Ururalte Weiden rauschen, dürres Schilf raunt und rispelt. Der feuchte Dunst schlägt mir entgegen und ich atme ihn mit Wollust ein, wie eine Nonne den Dampf des Weihrauchbeckens. Ich beuge mich über das faulende Wasser, ganz tief. Ich vernehme Laute, leise; zuerst dumpf und unbestimmt, einzelne Melodien folgen, doch verschwommen, ohne Abgrenzung der einzelnen Töne. Ich sinke hinab, tiefer, tiefer. Die Musik wird dunkel, dumpf, schwarz — aber noch ohne Misston. Ich fühle noch keine Schmerzen, nicht einmal ein Unbehagen. Aber ich ahne es schon, ich fürchte es. Ich verliere meine Kraft, meine Augen glühen und wollen aus den Höhlen springen, mein Hirn will bersten. Ich zittre — — jetzt kann ich nicht mehr. Mit aller Macht kommen sie, die Misstöne, sie schreien mir entgegen und schneiden Fratzen — ich höre, sehe wie sie Fratzen schneiden! Und immer dumpfer, schwärzer wird die Melodie — nein, das Getöse einer Höllendämmerung. — Mein Atem stockt, ich bin auf dem Grunde angelangt. Alles Schlamm, Schmutz — Finsternis. Nur noch Wimmern und Klagen. — Dann Stille. — Und kein Licht, keine Hoffnung! —

Carl Leo Wilhelmi.

Prager Sonette.

Anna und Hedwig Münch gewidmet.

1. Über der Moldau.

Liegt die Stadt mit Türmen und mit Brücken
In dem weiten Kessel aufgeschlagen;
Aus dem Rauch der Häuser Dome ragen,
Auf die Dächer grüne Kuppeln drücken.
Trägt der Hügel abgebogner Rücken
Burg, Palast und Münster: graue Lagen,
Die sich breiten, aufwärts spitzen, tragen
Flacher Winkel hochgefügte Stücken.
An des Flusses Ufern prächtige Tore,
An den Strassen die barocken Bauten,
An den Plätzen Fürstenmonumente.
Trübe Himmelsflächen, dunstgetrennte,
Matte Lüfte, die die Schwüle stauten,
Stickend, schwimmend rauhe graue Flore.

2. Der alte Judenfriedhof.

Aufgehäufte Tafeln grau und kahl,
Überblüht von üppigem Hollunder,
Ungeschliffen-eckig, bröckelnd-runder,
Schräg sich stützend, aufrecht, Mal bei Mal.
Plumpe Schriften ausgewischt und fahl,
Traube, Krug und Hände — graues Wunder
Wulst'ger Anmut - , Scherben — Liebesplunder —;
Schierling wuchert durch den vollen Saal,
Der in Häusermauern eingeschlossen
Blühend in der Totenstarre ragt,
Und von Duft und Sonne übergossen
In den blauen Himmel düster fragt,
Wann der wilde Saft sich müd geflossen,
Der den Tod zu überschäumen wagt.

3. Der Barock.

Die erloschne Form ist jäh entzündet
Und des Raums gedrungnes Mass zerdrückt:
Bögen, Dächer durchgesprengt, zerstückt,
Säulen unbelastet, ungegründet.
Alle Formen wuchern, alles schmückt,
Zacken fliehn und Wulste blähn gerundet,
Fremdestes durchschossen und verbündet,
Sprengend springend alles bunt zerpflückt.
Pracht der Farben! Braun und Gold wie schwere
Sonne in gedämmten Strömen rauscht,
Übertäubt den Schrei der tiefen Leere,
Die zum Putze die Gewänder bauscht,
Rotes Blut hinrollt und graue Zähre —
Keim und Vollfrucht: beider Brunst vertauscht.

4. Das Nationale.

Was von Süden ausschritt und von Norden,
Kräfte, Form, gebundene Gestalten:
Das schwoll schäumend hier aus runden Borden,
Brauner Trank, im Becher nicht zu halten.
Bogenspannen, o wie plump geworden,
Spitzen, Flechtwerk kraus zerzaust, gespalten,
Grosse Hallen: tollend irre Horden
Stehn gereiht in ungestümen Falten.
Breite Plätze, Häuser wohnlich prächtig,
Flach sich treffend ausgedehnte Mauern,
Bauten türmend grossverziert und mächtig.
Höfe, umgeknickte Gässchen, Lauben
Schön bemalt. Dem Wald entflohne Bauern
Herschten hier in Reichtum, Macht und Glauben.

5. Abends am Quai.

Zwischen zweier Brücken starken Spannen
Fliesst der Fluss vom schrägen Wehr gestaut.
Drüben ist die breite Burg erbaut
Auf gebrochner Hügel Flucht. Wie Tannen
Über Felsbasteien: also schaut
Auf die Stadt das Münster. Tälerwannen
Sind voll Häuser. Feuchte Nebel bannen
Alles in ein Grau das Farben braut.

Bäume stehn die Hügel grün herunter,
Die sich wölben nach dem Flusse hin,
Klarer blauer Duft herauf hinunter
Webend führt ein liebliches Gespinn —
Die Gewaltigkeit wird immer bunter,
Rauscht in aufgelöster Pracht dahin.

Rudolf Pannwitz.

Der gotische Dom.

Vogel Sehnsucht, verweht von der Sonne,
Deiner flammenden Heimat —
Inbrünstiger Glut
Durchfuhrst du die Räume der Finsternis;
Dir frass die Kälte der Welt ans Herz.
Vogel Sehnsucht, die Erde ist nah!
Glühballende Träume
Der rollenden Unrast
Erwälzen im Bauch
Der schwangeren Erde,
Kains Tochter schreit kreissend in Weh.
Sehnsuchtsvogel! durch Dünste zu tauchen:
Schwamm-schwimmende Schlacken zerreisst dein Fittich,
Feuertauchende Seele der Welt.
Tiefeinwärts schmiege, Irrkind der Sonne;
Stiefmutter Erde
Im engen Stübchen
Missgönnt dir den Platz, und die Glut ist karg.
Aber den Weg in die Welt verschloss
Die schwimmende Lava
— Die zähe Rinde der schlaffen Qual —
Wie ein eiterndes Gift mit brüchiger Borke.
Oh Vogel! Oh Sehnsucht! dein Kerker ist eng.
Ducke dein Haupt unters Flügeldach,
Decke dich still in dein Träumen.
Wecke dein sanftestes Wiegenlied:
Deine Mutter, deine Mutter ist wach.
Leis singt die Sonne, dein Wehestes zuckt:
Sonne, Mutter Sonne, dein Kind schläft bang.
Laut singt die Sonne, dein Flügel erbebt:
Meine Mutter ruft, meine Mutter ruft, und ruft laut.

Horch! wie die Sonne durchs Weltall schreit:
Mein Kind ist in Bangnis und Haft.
Und sie stösst ihre Strahlen durch Winter und Nacht:
Mein Kind, steig auf! Ich zerschlage die Welt,
Mein Kind, mein Kind zu erlösen.

— — — — — — —

Da breitet die Sehnsucht die Flügel so stark
Und so weit, dass die Erde erbebt.
Auf! Vogel Sehnsucht! die Heimat! das Licht!
Und dein glühender Flügel zerschmilzt deine Haft.
Auf! Vogel Sehnsucht! reiss mit, was nicht weicht.
Sonne, Sonne, ach die Sonne!

— — — — — — —

Und schwer erhebt sich in die Höh,
Triefender Schwere belastet: der Sonne verirrtes, der Sonne sehnendes,
Der Mutter Sonne sehnend gesuchtes Kind
Und schwebt.
Oh, seine Schwere sinkt langsam nur:
Erdwurzelnde Säulen, gestarrte Glut,
Gewölbte Flügel, erhobenes Haupt,
Mit dem steuernden Schweif zur Erde geneigt,
Mit dem sickernden Regen der glitzernd abrinnt
Wie Rauhreif der Wintersonne;
Steig, Vogel steige! du badest dich rein
In feurigen Äthergrüssen des Lichts —
Bis die Spitze des Domturms sich löst, und du frei
Deine weiteste, letzte Reise beginnst:
Bei der Sonne zu wohnen am Herde der Heimat.

— — — — — — —

Wir aber treten entblösstes Haupts
Ins Haus der Erhebung und beten.

Otto zur Linde.

Die Villa am Meer.

In der Höhe, über diesen Bäumen
Fährt der Winde junge Schar dahin.
Spielend langt herab zu stillen Räumen

Eine Hand und greift mit heftigem Sinn
Nach den schlanken Wipfeln, sie zu fassen.
Doch sie gleitet nur darüber hin.

In der Ferne wälzt das Meer die nassen
Berge unaufhörlich vor sich her.
Dort zerschellen die gewaltigen Massen

An der Klippen vorgetürmtem Wehr;
Und es kommen zu dem flachen Strande
Nur die leisen Wellenschläge her.

Einer Frau im trauernden Gewande
Bauscht das Schleiertuch ein neuer Hauch,
Und er bringt den letzten Gruss zum Lande

Des, der einst den Stufengang hier auch
Niederschritt und dann von diesen Steinen
Rasch das Schiff abstiess im Morgenhauch.

Traurig schaut der Himmel ihre Peinen.
Aber gleichgültig ertönt die Flut.
Immer gleich entsendet auch die reinen

Strahlen in der Becken Übermut
Hier der Brunnen, schattenüberwoben.
Prangend in der alten Farbenglut

Steht der weite Säulengang dort oben.
Halb eröffnet dort der Park sein Tor.
Vor dem Bilde in der Mauer loben

Blumen einen Freund im Himmelschor,
Der ihn schütze auf der Erde Räumen,
Sie vereine an dem ewigen Tor.

T. P. Heinrich.

Müd bin ich gewandert
Durch weglose Strecken,
Gerank' und Geschlinge
Hemmten den Fuss mir,
Zu zwecklosem Rasten.

Müd bin ich gewandert
Durch Taglicht und Dunkel;
Ein zielloses Hasten,
Ein tatlos Verweilen,
Unabsehbar das Ende.

Wilhelmine Wilhelmi.

I.

Wenn deine Mutter tot ist,
Und dein Freund dich nicht mehr versteht,
Wenn deine Glieder dumpf zucken,
Dann wende dich zu der unsichtbaren Hand,
Flehe, dir dein reiches Erbe zu lassen:
Die heissen Tränen.

II.

Mitleid sollte ich wollen?
Mitleid von euch?
Es ergreift mich nicht danach.

Nun ist meine Stube leer,
Und nur die Nachtgesellen bleiben,
Die Schmerzen sitzen um mich her.

Du hast mich angesehn,
Du hast wie ich gefühlt.
Den andern fehlte Wahrheit.

III.

Spiele du nur, du Kind,
Mit Flitter und Tändelei! —
Magst du uns zweimal verachten,
Schweres hat uns gesegnet.

Wie sind deine Lider schwer?
Wann sannst du uns nach? —
Deine leichte, weiche Hand
Soll die kalte Hand nicht fassen!

Agnes Fausch.

Ich und meine Einsamkeit
Sitzen still im Kämmerlein,
Nur ein heller Stern der
Leuchtet uns durchs Fenster.
Oh mein Blick geht weit, weit –
Einsamkeit du stumme Frau,
Warum giebst du keine Antwort? —
Wenn ich alles dir vertrau . . .
Ach mein Herz das weint . . .
Wenn ich durch die dunklen Kammern geh –
Es ist kein Licht das mir scheint:
Ich muss im Dunkeln sehen.

Verena zur Linde.

Wenn die Schafe in der Hürde, und die Küh' im Stall,
Und das ganze Dorf zu Bett gegangen all,
Fall'n die bittren Herztropfen mir vom Auge schwer;
Denn mein Mann schläft fest neben mir.

Hans Bernaert war mein Liebster, seine Frau sollt ich sein;
Aber ausser einem Taler war gar nichts sein.
Der sollt ein Goldstück werden, und zur See ging er:
Den Taler und das Goldstück gab er beide mir.

Die zweite Woche war noch nicht an ihrem End;
Als mein Vater brach den Arm, und die Kuh war uns gepfändt.
Meine Mutter die war krank und Hans Bernaert über Meer,
Und der alte Marquard Kersten tat schön mit mir.

Mein Vater sass zu Hause, meine Mutter lag im Bett,
Kein Brot war mehr im Schrank und ich hab Tag und Nacht genäht.
Marquard Kersten gab uns Geld und wollte nichts dafür,
„Antje Maudert“ sagt' er „best du ziehst zu mir“.

Mein Herz das sagte nein, Hans Bernaert's Fahrt war nicht mehr lang,
Doch der Sturm erhob sich hoch und sein Schiff versank.
Und sein Schiff versank — wenn er doch gestorben wär!
Aber warum muss ich leben, um zu weinen: weh mir!?

Mein Vater bat sehr, meine Mutter nimmer sprach;
Doch sie sah mich an, bis dass es mir das Herz abbrach.
Sie gaben mich an die Hand, doch mein Herz war auf dem Meer:
So wurde Marquard Kersten alte Mann zu mir.

Ich war kaum Wocher viere ein verheirat Weib,
Ich sass vor meiner Haustür auf der Treppe ganz in Leid,
Da sah ich ein Gespenst, das war Hans Bernaert nimmer mehr,
Bis er sagte: ich bin da und nun heiraten wir!

O sehr sahn wir uns an, und es waren viele Wort,
Wir gaben uns nur einen Kuss, ich sagt' ihm: geh fort!
Ich wollt ich wäre tot, bin viel zu kräftig dafür.
Warum bin ich denn geboren, um zu klagen: weh mir!?

Ich geh um als ein Verstorbner, keine Arbeit kann mich freun,
Ich darf nicht denken von Hans Bernaert, das würd Sünde sein.
Ach! ich will ein braves Weib sein und nichts, nichts mehr —
Denn der alte Marquard Kersten der ist gut zu mir.

Lady Anne Lindsay:
Auld Robin Gray.

Otto zur Linde.

Der Zug zum Nichts.

Düstrer Geist, dem dereinst das Ringen sehr gefallen,
Hoffnung, deren Sporn deine Hitze trieb, nicht mehr
Will sie dich besteigen! Lege dich ohne Wehr,
Altes Pferd, dessen Füsse an jeden Stein prallen.

Bescheide dich, mein Herz; schlaf deinen Schlaf wie Quallen.

Geist, besiegt, erschöpft! Für dich, alter Plünderer,
Hat die Liebe nicht mehr Reiz, nicht mehr als Wortkrallen.
Lebt also wohl, Flötenseufzer und Erzesschallen!
Freuden, vergesst ein Herz, schmollend und lichtesleer.

Der göttliche Frühling hat seinen Duft nicht mehr!

Die Zeit verschlingt mich Stunde für Stunde im Wallen
Wie endloser Schnee einen Leib von Steifheit schwer.
Ich beschau die runde Erde von oben her
Und such da nicht mehr eine Hütte, die zerfallen!

Lawine, willst du mich mit forttragen im Fallen?

Baudelaire: Fleurs du Mal, Le goût du Néant. — T. P. Heinrich.

Aus Leopardi.

An mich.

Nun ruhe du für immer,
Zerschlagnes Herz. Tot diese letzte Lüge,
Die Ewigkeit mir deuchte. Tot. Nun weiss ich
Dass mir die lieben Lügen
Nicht bloss die Hoffnung, selbst der Wunsch erstickt ist.
Ruh aus für immer. Es ist
Genug gepocht. Gar nichts verlohnt, dass du
Dich regst, noch ist die Erde wert, dass man
Erseufze. Langeweile
Das Leben, bitter, und sonst nichts, die Welt: Kot.
Besänftige dich. Verzweifle
Das letzte Mal. Das Schicksal gönnte unserm
Geschlechte eins: das Sterben. So verachte
Dich, die Natur, das rohe,
Was da versteckt zu aller Unglück herscht,
Und die unendliche Eitelkeit des Ganzen.

Scherzo.

Als ich es wagt' als Knabe,
Den Musen in die Lehre mich zu geben,
Da nahm mich ihrer eine an den Händen.
Von früh bis abends liess
Sie mich herumgehn, wies
Sie mir das Werkstattleben.
Es zeigte ihre Gunst,
Mir alles Zeug der Kunst
Und vielerlei Verrichten,
Wie ihrer jedes auch
Sich müht nach sonderm Brauch
Im Vers- und Prosadichten.

Ich staunte und ich fragte:
Muse, die Feile zeig! Die Göttin sagte:
Die Feile ist abgenützt; wir machen's ohne.
Und ich erwidert: Habt ihr
Sie neu zu machen keinen Stahl bereit?
Und sie: Stahl ist wohl da, nur keine Zeit.

An den Mond.

O zauberischer Mond, es ist ein Jahr her
Und wieder kommt mirs, über diesen Hügel
Bin ich in Qual gegangen dich zu schauen:
Du hingest damals über jenem Walde
Wie heute auch, dass du ihn voll bestrahlest.
Doch überwölkt und zitterig von dem Weinen,
Das unter meiner Braue stieg, so zeigte
Dein Antlitz meinem Aug sich, voller Plage
War ja mein Leben: ists und wird nicht anders,
Du Mond den ich so lieb hab. Dann gefällt mirs
Mich zu erinnern und mir zu erneuern
Die Zeit des Schmerzes. O wie ists willkommen,
Im Jugendalter, wann sich noch ins Weite
Die Hoffnung streckt und das Gedächtnis kurz ist,
Sich zu besinnen auf vergangne Dinge,
Auch wenn sie trüb sind und die Trauer anhält.

Das Unendliche.

Lieb war mir immer dieser kahle Hügel
Und diese Hecke die so grossen Teiles
Den Blick verwehrt zum letzten Horizonte.
Doch sitze ich und schaue: unermessliche
Von dort jenseitige Räume, übermenschliche
Stillschweigen und die abgründigste Ruhe
Erdenke ich mir dann, wo bald das Herz sich
Nicht mehr ermatten wird. Und wie den Wind ich
Durch diese Pflanzen rauschen höre: jenes
Unendliche Stillschweigen, das vergleich ich
Nun dieser Stimme, und mich mahnts des Ewigen
Und der verstorbnen Zeiten und der einen
Die lebt und ihres Klangs. Und so ertrinkt in
Der Grenzenlosigkeit mir mein Gedanke.
Und süss ist mirs in diesem Meer zu scheitern.

Imitazione.

Ferne von deinem Zweige,
Du arm zerbrechlich Blatt,
Wo denn hin? — Von der Buche
Wo ich geboren bin schied mich der Wind:
Welcher, sich drehend, im Fluge
Vom Wald nach dem Lande,
Vom Tale mich trägt nach des Gebirges Rande.
Mit dem alle Weile
So fremde geh ich und alles andre weiss ich nicht
Nach dem natürlichen Lose
Hab ich den Weg: den hat
Zu gehn das Blatt der Rose
Und auch das Lorbeerblatt.

Rudolf Pannwitz.

Gott wandelte sanft-gewaltig durch die Gärten der Frühe.
Seine Hand streifte sacht Blütenköpfe wie Kinderscheitel.
Sein Mund will Güte lächeln.
Seinen Schritten bebt weich der Boden.
Da öffnet sich sein gesenktes Auge,
Des Wimper träufelt herrliches Licht,
Lächelndes Licht stillt wie Tau
Den Durst lechzender Kelche.
Das Schweigen Gottes schweigt.
Darüber heiliges Baumrauschen.

Sternlicht.

Im Blau bangend hangen die Sterne,
Zitternd von einem zum andern flieht
Die klagende Ferne.

Flüsterndes Sternlicht verwaister Leere
Hin über der schweren Gewalten Meere
Wie raunende Ahnung zieht.

Was suchst du, suchst du, verflogener Bote?
Suchst du die Erde, die ausgelohte,
Einst sonnenhehre?

Vorüber eilst du und kaum verweilst du,
Nur mit dem Hauch deiner Schwingen heilst du
Wehend die tote.

In stillen Sonnengassen
Schlaftrunken dämmern Baum an Baum
Gründichte Schattenmassen,
Die Uhren schlagen Traum um Traum.

Versonnen regt der alte Pan
So festlich sich, so leichenhaft,
Und alles winkt so zeichenhaft,
Als ob es sterblich uns gemahn

An sternenfern Vergessenes.
Erinnernd welker Fabelduft
Steigt in lebendig-tote Luft,
Schauervoll haucht Vergessenes.

Das Licht erstarrt in Strahlen,
Der Mittag hält das Pendel an,
Und aller Stunden Sand verrann
In dunkeluntre Schalen.

S. Friedlaender.

Für M. S.

Aus dunklem Sammt
Flammt
Über die Lande
Ein loderndes Licht ...
Du verhüllst dein Gesicht,
Doch unter dem schwarzen Bande
Zittert dein Mund ...
Ich weiss: Deine Seele ist wund.
Die vielen schmerzlichen Süchte
Haben die reifenden Früchte
Deiner Sehnsucht verderbt.
Ich weiss: Du hast von den Ahnen
Auf dunklen gewundenen Bahnen
Ein heimliches Rätsel geerbt.
Und jetzt in den einsamen Nächten
Sitzt du und weinst,
Und aus tausend gähnenden Schächten
Schreit zu dir das Einst. —
Und um dich nur schwankende Schatten,
Und ein gleissendes, flimmerndes Nein ...
Mit deinen Händen, den matten,
Rüttelst du am verschlossenen Schrein.

Maximilian Schick.

Folgefond.*

Hochoben blutet
Der Schnee,
Rubinrot
Vom Strahl der Sonne. —
Mitternacht. — — — —
Nebel flutet
Über dem See.
Leise kracht
In der öden Felsenlehne
Rotschmutziges Eis
Der Moräne.
Ein Wasserfall
Ganz fern,
Ganz leis,
Gurgelt herauf.
Toteneinsamkeit.
Ein Stern
Flammt auf,
Versinkt im Schatten,
Fällt in die blutenden Berge.

Carl Leo Wilhelmi.

* Gletscher.

Der Vogel.

Ein Vogel klein und schön mit weissen Flügeln
Fliegt schnell über das Land.
Er sucht ein süsses Plätzchen voller Ruh,
Darin sein Nest zu bauen,
Er sucht eine lange Weil und findet nicht;
Da sieht er mich, den Offenen stehn —
Er blickt tief hinein und sieht —
Er fühlt. —
Faltet sodann die Flügel, lässt sich nieder. —
Ich gebe ihm den ganzen Strom
Meiner Tiefen zu trinken,
Ich füttre ihn und pflege ihn
Mit unwandelbar liebender Hand.
Und er singt im goldnen Baume meiner Brust,
Er singt mir ewigschöne Lieder.
Ich lausche: er singt und singt. —
Wir beiden Freunde leben ganz allein auf der
[Erde —
Nein, im Himmel —

Alfons Gregorius.

Wenige sind die da dauern . . .
Wie ein Wind mit raschen Fingern
Über den glatten See
Wirbelchen fegt —
Aber ihr hastiger Tanz,
Bald gestillt, weicht
Immer erneutem:
So zittern
Einem blinkenden Schicksal
Zehntausende Herzen;
Doch mit löschendem Blitz
Sinkt ihre Brust
Wieder hinab
Zur Gewöhnlichkeit . .

Dichter.

Wir sind Gefässe wartend edlen Weines,
Ob irdne, plumpe, goldne oder schlanke,
Erdfeuer-glühend all vor gleicher Schranke. —
Die Lippen öffnet jeder Schoss, auch Kleines

Mit liebevollen Händen auch Gemeines
Pflegend . . . Gewaltiges mit heissem Danke
Gezollt den grossen Göttern . . . Niemand schwanke
Im Glauben an die Strahlen seines Schreines!

Geheimnisvoller Sämannshand erschauernd
Sei unser Amt, die Brache zu bestellen
Mit scharfem Karste, niemals träge lauernd;

Wir reihen honigharrend Zell an Zellen,
Palast-gewärtig Fundamente mauernd — —
Und dann, Natur, schöpf uns mit vollen Kellen!

Pn.

Wie ein Bollwerk ist meines Vaters Haus,
Gross genug, darin zu sterben.
Ich habe nur soviel Teil daran,
Dass ich alles dies verachte.

Da sitzen auch die Verwandten.
Sie sehen mich alle an.
Viele von ihnen sind meine Freunde,
Ich sage ihnen guten Tag.

Ich suche nur in den Schränken,
Was ich mit mir nehmen will.
Ich muss den Kopf aufstützen,
Liebe Stimmen rufen mir zu.

«« In uralter Reihe haben wir dich gezeugt.
Wir wollen dich nicht lassen. »»
« Ich kann eure Hand nicht fassen,
Ihr steht schon ferne von mir. »

Oft wenn wir einsam staunen, kommt ein Wanderer des Wegs,
Den solches Sein ergreift.
Dann hemmt ein Schauer seinen Schritt,
Und suchend späht er in das weite Land.

Doch was uns so bewegt, er findets nicht.
Ein Wort drängt zwischen ihn und das Gefild
Und Stolz, nicht eines Fremden Sinn zu teilen.

So geht er ohne Heiligung vorbei.
Uns ward sie als das Höchste unsres Lebens.

Nur wenig Bilder blieben von der Reise:
Ein Gotteshaus, eine Frau am Weg,
Und das Weiterziehn.

Die Räume, deren ungekannte Kraft mich bannte,
Wo mit der Schmerzensmutter ich geweint,
Sie sanken hin.

Und doch kam ich so ganz ein andrer heim,
Als wären Jahre in das Land gezogen
Seit jenem Abend, da ich Abschied nahm.

So vieles wohnt seitdem mir im Gedächtnis
Mir selber unbekannt
Und wirkt dort fort.

Doch manchmal tritt es mir mit eigner Kraft entgegen
Und füllt mich wieder wie zum ersten Mal.
Dann ist es Zeit zu sinnen und zu dichten.

In Städten und Schulen zog ich herum
Und fuhr über Meer.
Das Schicksal bannte ich mit schnellem Wort;
Denn ich kannte es nicht.

Nun sprechen wir leise miteinander
Im stillen Zimmer
Und neigen sanft das Haupt,
Dass das Schicksal über uns hinziehe.

Paul Gloede.

Die Burg im schwarzen See.

Es ragt eine Felseninsel aus dem schwarzen See. Steil ab fällt der Granit; auf seiner Höhe steht die Burg. Der Hafen wird von einer flachen Nebeninsel umschlossen, und dort hinüber greift die Zugbrücke vom Hauptfelsen. Dreimal umkreist der steile, kahle Aufgang den Felsen, ehe er das eichene Burgtor erreicht. Wo sich aber in einer Vertiefung Erde gesammelt hat, säumen Gruppen italienischer Pappeln den Pfad; und selbst aus den Felsenspalten zur Linken sind verkrüppelte Kiefern und dürre Gräser gewachsen. Mitten auf dem Burgtor ist das Wappen des alten Rittergeschlechtes eingeschnitten; es stellt einen Kreuzfahrer dar, der ein Drachenbanner trägt. Der Weg führt nun über eine zweite Zugbrücke in den Burghof. Durch ein Seitenpförtchen und einen langen finsteren Gang gelangt man zu der Wendelstiege, die zur Plattform des viereckigen Burgturmes führt. Hier ist lange kein Mensch gewesen. Von den feuchten Wänden bröckelt der Kalk ab. Überall flattern ängstliche Fledermäuse auf,

und zerreissen die alten Spinnenweben im Fluge. Und die Krähen, die auf den Zinnen nisten, fliegen aufgescheucht davon, hinüber zu den Silberpappeln am Ufer. Dort sitzen sie und schreien heiser. — Hinter den Silberpappeln heben sich dunkle Kiefern ab: und weiter auf einem Hügel wogen gelbe Kornfelder. Da kommt auch der Bach vorbei, der aus dem hohen Eichenforst nach dem schwarzen See läuft, dass eine weisse Strasse darin liegen bleibt. — Tief unten aus der alten Burgkapelle klingt das Ave Maria herauf, und überm See das Rauschen des Kielwassers, das Plätschern der Ruder. — Sie fahren einen Mann zur Burg. — Im Westen geht die dunkelrote Sonne hinter der Wiese unter, und lila Wolken ziehn am Himmel. Aus dem See steigen die weissen Nebel auf und breiten sich über die Wiese und verdecken den Eichenwald. Nur die Silberpappeln und ein paar Weiden leuchten am Ufer, und aus einem Burgfenster fällt ein roter Schein auf die graue Mauer und den schwarzen Epheu. Es ist still ringsum; nur eine Grille zirpt auf der Wiese und die Fledermäuse umschwirren schreiend den Felsen. Da hallen zwölf dumpfe Schläge durch die Nacht, und die Zugbrücke rasselt: Der Mann kommt wieder aus der Burg. Ein andrer trägt ein Feuerbecken. Sie steigen in den Nachen, und eintönig schlagen die Ruder ins Wasser. Das Licht, das den roten Schein warf, ist verloschen: und auf der Burghalle haben sie eine schwarze Flagge bis zur Hälfte des Mastes aufgezogen. — Noch lange klagt die Glocke in der Kapelle. — Werner Helm.

Das verschleierte Bild.

Das Bild ist nicht verschleiert, aber es ist ein Bild.

Ich begreife nicht, warum ihr es in eine mysteriöse Umgebung stellt und weisse Tücher herumhüllt, die nicht aufgehoben werden sollen, aber sich doch immerhin aufheben lassen. Dadurch erreicht ihr nichts Erstens möchte ein jeder wissen, warum da etwas verborgen worden ist, und meint, das bestehe darin, verborgen zu werden und zu bleiben. Zweitens fragt er, wer es verborgen hat, und achtet es für Unrecht, dass der es gesehen hat und er es nicht sehen soll. Drittens sucht er herauszufinden, was es denn nun ist, was verborgen worden ist. Der Priester, der das Bild verhüllt, ist schamlos; denn obwohl er es kennt, giebt er es den allgemeinen irrigen Vermutungen preis, schützt es nicht, sondern putzt es sogar aus für die Willkür, welche die Natur ihres Objektes nicht berücksichtigt. Der Fromme, der vor dem verschleierten Bilde betet, schämt sich; denn obwohl er es nicht kennt, denkt er nicht daran es zu kennen, sondern nimmt es als eine Natur, die nun einmal einen Schleier hat, und der man sich hingiebt, wie das gegenüber einer nackten, rundgeschlossenen, ohne Athmosphäre, unmöglich ist, da diese nicht aus sich heraus, also nichts in sie herein kann. So aber bleibt der Priester nicht mit dem Frommen allein, die sich so fremd sind, dass keiner den anderen versteht und auch keiner mit dem

anderen nicht auskommt: das Objekt, das Bild kann eben zwei Subjekte vertragen. Aber nun sind die Vielen, die zwischen Priester und Frommem stehen. Diese können die Verschleierung nicht ertragen, und auf vielerlei Art lüften sie den Schleier. Das ist aber Sünde, weil sie darin all ihre Kraft verbrauchen und gar nicht mehr, worauf es doch hinaussollte, das Bild selber wie es wirklich ist sehen können. Sie haben die Grenzen ihrer Natur, ohne sie zu ahnen, überschritten. Schon der Priester konnte das Bild nicht nackt sehen und verhüllte es. Nun können sie es nicht nackt sehen und enthüllen es. Es ist eigentlich dasselbe. Dann ist nur der Fromme ohne Sünde, weil er die Augen zumacht und betet. Aber schliesslich sind auch die Augen nicht zum Geschlossenwerden, sondern zum Sehen da, und so versündigt er sich gegen das, wodurch ihm von der Natur gegeben ist, alles, also auch das verschleierte Bild, überhaupt erst zu erkennen. So ist also seine Sünde die grösste, und die Sünde verschlingt alles.

Darum begreife ich das verschleierte Bild nicht, soviel ich darüber nachdenke. Es ist ein unnützes Rätselraten, und wenn ich schon Rätsel raten will, so mache ich nicht solche Umstände, ehe ich daran gehe. Ein Bild ganz nackt ist ein viel grösseres Rätsel. Was ist denn ein Bild? Weder Abbild, noch Urbild: das wären ja auch nur Bilder. Seht ihr die unendliche Reihe laufen und das rasende Rad der Geburten und Tode? Ihr seid schon wieder beim Bild angelangt und habt den Kreis voll. Aber damit ist das Bild nicht fortgeschafft. Also: behalten wir es. Ich sehe gar keinen Grund zu solchen gewaltsamen Eingriffen. Ferner mag ich mich nicht immer um nichts und wider nichts im Kreise herumdrehen. Die Welt ist auch viel zu bunt dazu, um in Kreisen ausgemessen zu werden. Es ist immer einseitig. Darum lasse ich euch das Bild, und auch das verschleierte Bild. Nur dürft ihr nicht verlangen, dass ich davon mehr halte als von etwas anderem. Gewiss, man kann auch vor einem verschleierten Bilde im Gleichgewicht sein, auch das Weltganze ist im Gleichgewicht, wenn ihr verschleierte Bilder habt. Nur eins: das alles hat an sich nichts mit Wahrheit und Wert zu tun. Wenn ihr eins plus eins sagt, das wisst ihr ja, dann liegt im plus das Rätsel, sonst kämet ihr auf gar keine zwei. Ihr verhüllt die eins durch sich selbst: eine eins nimmt einer eins eine eins weg. Aber so philosophiert es sich wieder ins Unendliche; denn indem ich das sage, verhülle ich die Hülle, die Hülle der Hülle u. s. w. Eben darum ist nichts zweimal möglich. Wahrheit — Wert —: das sind eigene Schichten, die nicht einmal den anderen parallel sind. Darum muss jedes sich in sich selbst finden und mit dem anderen das Gleichgewicht finden, ohne sich dafür verantwortlich zu machen.

Ich will mit alledem nichts gesagt haben; denn ich scheue mich, die unmittelbaren Verhältnisse zu verrücken. Nur soviel: wenn man von verschleierten Bildern spricht, müsste man das einfache Bild kennen und ebenso verschleierte Schleier, ferner wissen, dass die Reihe nach beiden Seiten unendlich ist. Das ist das Mass des Denkens.

Rudolf Pannwitz.

Für Rudolf Pannwitz.

Es sind die Gedanken
In ihren gebauten Wohnungen
Zur Ruhe gegangen.

Nur noch einer oder der andere steht
Finster im Mantel am Strande
Und redet mit den Sternen.

Aber schon dringen über das Land
Rückeflutend die Wogen des Schlafs
Mit sich ziehend die Hauche der flüchtigen Träume.

Die aber kräuseln nur die Höhe der Flut.
Dunkel und grün
Bebt die Tiefe in eigenem Schlag.

Da seufzen die Pflanzen.
Und wie der Umriss der graden Flamme
Erbebt, Geliebte, dein Leib.

T. P. Heinrich.

Nacht! Schling um mich deine Arme,
Schwebend wiege mich ein.
Erlöst aus grauem Harme,
Geflügelt will ich sein.

In wallender Finsternisse
Schwarzen Sammt
Tauchst du mich, ich vermisse
Den Tageruf: sei verdammt!

Immer zieht mich's dahin
In deinem seligen Schweben,
Ich bin so voller Sinn,
So tief im Leben.

Du schweigst, aber ich höre
Deine Lautlosigkeit,
Weit wehen, weit
Sternenchöre.

Dunkel ist dein Gesang,
Er klingt so still,
Auf unserm Schwebegang
So wie ich will.

Wir eilen. Wie es klagt?
Und stummer Trost
Wird allem Leid gesagt,
Es stirbt im Ost.

Weichen Schlaf haucht
Schwer deine Schwinge,
Bunt entraucht
Ein Traum allem Dinge.

S. Friedlaender.

Erwartungen.

In den schwarzblauen Himmel der Nacht
Wirft die Stadt ihren leuchtenden Schrei.
Auf der schweigendzitternden Gracht
Gleitet ein Kahn vorbei.
Irgendwo wartet das Meer,
Brüllt in die einsame Nacht.
Doch ein heimliches Wehr
Trennt es von der schweigenden Gracht.

Durch die Strassen der schlafenden Stadt
Irrt ein einsamer Mann.
Weint, denn ein tückischer Bann
Machte ihn suchend und matt.
Irgendwo wartet ein Weib,
Blickt in das wogende Blau,
Schmückt mit Gehängen den Leib...
Der Himmel ist schweigend und grau.

Ein sehnender Schrei in der Luft
Bricht durch das Weltentor,
In die eisige Gruft
Sinkt flammend ein Meteor.
Ein letzter verglimmender Strahl ...
Die Gracht liegt schweigend und kalt ...
Schritte in Nacht und Qual
Tönen auf hartem Asphalt.

Maximilian Schick.

Sonne und Meer.

I.

O ewige o grosse Sonne mein,
Die mich ernährt hat mit dem goldenen Licht
Und vorgeleuchtet meinem munteren Schritt,
Die mich gleich einem zarten Kinde ein-
gewiegt hat, warum neigst du dich jetzt gen das Meer?
Wo ich des Glückes tiefbewusst
Dir folgte mit Segeln und mit kühner Hand? —
Ich hatte Dich gefunden, Dich trug meine Brust.
Nun willst du gehn, und das arme Herz
Entleert sich mit unendlichem Schmerz.

II.

Meine Seele, du bist schwül.
Welch fremdartiges Gefühl
Steigt gleich der Blase aus dem Wasserschlund?
Da du dich neigest mehr und mehr
O Sonne mein, gen das graue Meer.
Es wühlt die stille Tiefe auf, trübt die klare Flut,
Steigend langsam. murmelt nur —
Sonne, du mein? ich glaubt's, doch ich weiss nicht mehr —
Allein
Bald schallt, hallt, wächst es — der grelle Schrei
Riss ach! die Wand entzwei.

III.

Schon benetzt vom Meergrab sieht dich mein Blick,
O Sonne mein, Du: meinem Leben das Glück.

Mein.. ich dachte, du wärest mein, ich dein —
Warum verlässt du mich ... und ohne Abschied? — nein ... nein ...
Die Mutter stirbt seufzend, da sie
Ihr Kind im Leben zurücklässt allein,
Der Gedanke vergiftet ihr den letzten Hauch und Blick;
Doch glücklicher bist du noch nie,
Keine Träne fällt den grossen Augen dein,
Dein leuchtend Lächeln höhnisch sieht auf mich zurück ...
Mein? ... dein? ... nein ... nein!

IV.

O Sonne, die du sinkst, du warst mir Hort,
Du warst mein Glück; doch mit nie so süssem Licht,
Lächelnd, verlässt du mich — du liebst mich nicht —
Du bist nicht mein — nicht mein ... du hast kein Wort!
Ha! du verlässt mich so? ... nun gut —
Ach, mein Hut! mein Hemd! wo ist mein Hut? ...
Ein Windstoss kam, der hat ihn mir geraubt:
Sie schützten mir den Kopf und das Herz:
Nun ohne Schutz gegen die Nacht und ihren Schmerz
Bleibt mein armes Haupt.

V.

Wie schmerzlich ist es doch am Geliebten Verrat zu finden.
Du Sonne meines Lebens, ich liebte dich,
Doch mich höhnend sinkst du jetzt ins Meer —
Ein Windstoss kam und raubte mir
Den Hut und das warme Hemd,
Die Herz und Kopf mir schützten vor der Nacht.
Ha! ... wir wollen doch segeln, mein Schiff, ins Unendliche,
Wir wollen doch segeln in die Tiefe und in die Höhe!
Und werden wir dann finden das Hemd und den Hut?

VI.

Gehasste Nacht, komm Du nicht her
Und töte mir auf diesem weiten Meer,
Wo ich segele, den süssen Blick. — Ich rief dich nicht;
Bleib weg; denn ich gehörte einst dem Licht;
Mir ward eine grosse Sonne zu teil:
Für mich schien sie, nur mir,
Und war es nicht wahr,
So bin ich heilig doch vor dir,
Da ich der Sonne zweiter Schöpfer war.

VII.

Ich hasse dich, o Nacht,
Denn meiner Sonne Leiche
Muss dir das Blut geben
Und ihr Tod ist dein Leben.

VIII.

Gehasste Nacht, woher?
Du Dunkelheit, warum?
Ersaufend Meer,
Ha . . . willst es? . . . bringst mich um?

IX.

Unausbleiblich geht der Tag,
Unaufhaltsam kommt die Nacht.
Unaufhaltsam . . . unausbleiblich! . . .
Sind das Töne aus meiner eigenen Brust?
Nur wenige Strahlen noch — wie Eisenschrauben
Winden sich die Schatten in mein blosses Haupt,
Wie Dolche in mein ungeschütztes Herz —
Ach! . . . ich verfluche dich nicht, Sonne —
Der letzte Strahl — Nacht ist's.

X.

O meine Sonne, verschwundene Sonne . . .
Sonne . . .
Die Nacht kam übers unendliche Meer.
Es war einst Licht . . . leicht —
Komm zurück, süsse Leere —
Ich weiss nicht woher,
Kam doch die Schwere.
Auf mich lastet das Unendliche
Und drückt von allen Seiten mich.
Komm doch zurück, meine Sonne
„Meine Sonne" —
Es donnert.
Verspottest meiner, Himmel?
Sie ist auch mein.
Komm doch Licht . . .
Dort der Blitz —
Hohn des zerstörenden Strahlens —
Meine Sonne . . . so? . . . so? . . .

Du kommst nicht, der Himmel will dich mir nicht geben —
Gut — Ha! ich weiss, wo du bist:
In die Urtiefen des Meeres gehe ich
Und nehme dich trotz deiner
Und werde nicht leiden mehr —
Öffne deine Wogen und nimm mich, Meer!

Alfons Gregorius.

Das Glück.

1. Ermutigung.

Noch dampfest du, junges Herz!
Meide den Stahl kalter Gedanken:
Gar leicht wird Nebel Eis.
Noch eine Weile harr' aus!

Du zuckest, gepeinigtes Herz:
Hüte dich vor den Zweifelpranken,
Verblutest sonst, Herz.
Noch eine Weile harr' aus.

Schwinge dich auf, duldendes Herz:
Leben ist Kampf, stoss in die Schranken!
Halte dich schwebend, tapferes Herz.
Noch eine Weile harr' aus!

Bleibe im Schmelz, glühendes Herz,
— Ich will es dir danken —
Bis dich geschmiedet der Schmerz.
Noch eine Weile harr' aus!

2. Wandelung.

Ward zum Kampf geboren,
Mich ängstete die Ruhe.
Zu schaffen einst erkoren
Not! aus deinem Blut . . .

Verschwiegnes Herz, nun weite dich:
Es ward dir tiefes Glück!
Dem All die Stirn! Bereite dich,
Erhebe deinen Blick,
Erkämpfe — Liebe leite dich —
Der Menschheit ein Geschick!
Dein Lobgesang sei: schaffet, schafft!
Die Treue aber begleite dich:
So weichst du nie zurück!

---

3. Erkenntnis und Entscheid.

An T. P. Heinrich.

Kuss, Umschlingung, letzte Gaben,
Meist gepriesene, derbe Freuden:
Dirne kann euch, Schuft euch haben,
Fühllos seh'n wir euch vergeuden.

Urgeborene Tier-Begierden,
Allerwünschte, nicht zu schmähen:
Wandle euch der Mensch zu Würden,
Lebenslänglich mitzugehen!

Lust und Reiz, die uns bestricken,
Bleichen und vergehen
Vor vertrauten Weihe-Blicken:
Die sich ganz verstehen.

Tiefstes Dürsten nie versiegend
Stärkster Neigung, zartster Einheit,
Das versiegelt die Gemeinheit! —
Selten zwar und niemals trügend.

---

4. Ungeduld.

An Ernst Wilhelm Hoffmann.

Hoffen wird leicht Trüben und Frohen,
Mag auch der Augenblick finster drohen.
Aber schwer ist Warten glücklichem Herzen,
Das im Quell der Freude ertränkte die Schmerzen.
Der kennt die Ruhe, der kennt die Süsse
Gestillter Sehnsucht, getauschter Grüsse:
Hatt' auf dem Schosse all sein Glück,
Mund lag an Munde, nichts hielt zurück — —

Da kam die Zeit, die mächtige, harte,
Hob eine Tafel, stand darauf: WARTE,
O wie so schwer zähmt der Beglückte
Fühlen und Triebe lange gedrückte!
O wie ermüden die schleichenden Stunden,
Bis sich getrennte Hände gefunden!
O wie gemessen wandeln die Tage,
Vereint so geschwinde, getrennt uns so zage!

---

5. Glück.

Glutender Wein
Dringt dem Glücklichen
Durch die Adern das Blut . . .

Er schreitet mit schwingendem Leibe
Von Gipfel zu Gipfel,
'Weil der zagend trüb-Blickende
Sinkt in des Lebens nachgebenden Schlamm.

Jener ermisst mit geweitetem Auge
Die Gefilde der blühenden Zukunft,
Da dem matten Schlag gedrückten Herzens
Webende Nebel den kommenden Mond
Rings aufquellend
Traurig umhüllen.

Ihm reihen sich glänzende Stunden
Rasch zu lieblichem Kranze —
Träge rinnt dem Erdgebückten
Aus der Zeit drohender Urne
Finster der Augenblick.

Schmetterling steht mit zitternden Flügeln
Über des Glücklichen duftendem Haupt,
Aber mit schmerzendem Summen
Umdringt den Bekümmerten
Stachelbewehrt
Die murrende Schar heilloser Gedanken.

* * *

Glücklicher Adern durchdringt glühend das Blut.

---

6. Halt und Betrachtung.

Ein heitres Auge taucht
Tiefer in frühlingsgrünen Wald
Und schöpft das gleichgesinnte Licht
Voller denn dunkel gefaltete Braue.

Wes Wünschen begleicht seines Tages Werden,
Folgt freudig ringsum wundernd
Bewegter Kräfte Zug und Ruck.
Verdrossen rollt der Geist vom Kümmern matt
Seiner Sorgen Fels
Über den Plan des Lebendigen.

Wie scheint in der Bläue des Tages die Welt,
Wie scheint uns in fröhlicher Sonne sie leicht,
So lenksam, lieblich zu wandeln!

Wie aber drückt am Himmelszelt
Das jagende Grau
Verhängter Hoffnungen
Wankenden Mut!

So scheucht die Welt uns oder winkt,
Wie Glück uns oder Kummer umfängt;
So schallt unser Leben dumpf oder klingt,
In Sonne oder in Grau versenkt:

Uns schuf, wir bilden die Natur,
So hangt am Schöpfer Kreatur —
Welten Gestalter auf eigener Spur.

Pn.

TRAUMGRAUEN.

Otto zur Linde gewidmet

Die Kugel rings umschreitest du,
Der du Mittelpunkt bist:
Alle Schmerzen sind Stücke
Eines Weges, den du immer und
Nie gehst.
Schreite nur aus,
Den Urgrund findest:
Vom Aussen deiner Kugel
Steigst hinab die Domturmtreppen,
Die zum Zentrum führen,
Hebst dich wieder in den Raum,
Und da oben, weit in der Höhe
Fliessest zur Kugel,
Fliessest zum Kreuz,
Und endigst in zackiger Spitze.
Da bleibst du nicht, mit leisem Klang
Die Spannung löst du.
Die Reibung flieht. Du bist befreit.
Flieg ins andre Zentrum.
Mittelpunkt ist überall,
Punkt der Mitte ist aussen,
Ist unendlich wie die Mitte: das All.
So auf und nieder
Steigst du Dome bauend.
Mit körperlosen Schwingen
Sinkst hinab in Domesuntergründe,
Siehst Anfang und Ende.
Und doch in der Mitte? —
Das ist das Leben:
Domebauen ist Wahn,
Aber er stirbt nicht.

Absage. (von Ihr.)

Du hast mich schwer gepackt.
Das Trauen ist geendet.
Unser Weg ist bald nicht derselbe.
Drei Schritte nur waren es,
Die bist Du vom Wege gegangen:
Wir treffen uns nimmer,
Wie du auch neben gehst.
Denn nur im Punkt,
Zwei Eins, da konnten wir
Beisammen kommen.
So lauf in die Unendlichkeit!
Der Weg ist lang
Und meiner wohl nicht kürzer.
Es geht nicht im Kreis
Und nicht um die Kugel:
Wir müssten uns treffen,
Gingest Du rechts oder links. —
So ist es nicht möglich.

Tod nach dem Leben,
Was bist du?
Das dacht ich oft, nun weiss ich,
Wie das ist, o Traum,
Du sagst mir alles:
Da steh ich gebunden
An einer Säule, die ist ohne Enden.
Und vor mir entrinnt
Und wird meinem Auge nicht kleiner,
Was ich begehre, danach ich hasche.
Und schwindet nimmer:
Das Weib — nie verloren
Hinter Räumen:
Verdammter Blick!
Oh, nimmer stirbt die Gier.
Ewig Gebundner sterb ich
Tausend Tode. Und da ist kein Ende.

Traumgrauen.

I.

An der unendlichen Strasse
Lehnt ich hin.
An einen Baum, von da ich weit sah.
Ich sah in eine breite Ebene,
Den Fluss inmitten, wo Schiffe fuhren
Und suchte und fand nicht die Eine.
Dort ging die Strasse. Dort war sie auch nicht.
Meine Seele war starr.
Aber ich suchte und sah.
Ich sah immer vor mich auf die Strasse
Und sie kam nicht.
Auch hinter mir kam sie nicht.
Alle kamen vorüber.
Und sie kam nicht. —
Ich liess den Baum und sah vom Turm
Und sah — sie wieder nicht.
Ich hob Flügel, die hoben mich,
Ich flog durch alle Lande.
Und sie kam nicht.
Da waren Tausend, die kannte ich alle,
Väter, Söhne und wieder Väter.
Und alle waren meines Stammes
Und ich verstand sie.
Nur Eine sah ich nicht.
Ich fragte Alle:
« Habt Ihr Eine nicht gesehen? »
Und alle sprachen:
«« Wir haben tausend gesehen,
Aber Eine haben wir nicht gesehen. »»
Ich war schon müd
Und lief doch weiter
Und liess die Leute. — —
Ich muss nun ewig suchen.
Und finde nimmer Eine.
Herbst ists und die Blätter fallen.
Bald deckt sie Schnee.
Ich aber suche,
Wie es auch stürme.
Und finde sie nicht.

Ich sehe nimmer Eine.
Nimmer jene Kugel,
Jene andere, wo sie darin ist.
Da trägt kein Kahn,
Kein Flügel je mich hin.
Sie geht wie Ich — so — eben —
Aber neben geht ihr Weg.
So kann ich Eine nimmer treffen.
Ich weiss es nicht:
Was heisst das, ewig suchen
Und nimmer Eine finden? — —

Geh meine Seele im Sturm der Nacht
Bete und suche, ob du sie findest.

II.

Und als ich lange gegangen bin,
In müdem Suchen gegangen bin,
Das Hoffen schon gestorben ist,
Da kommt mir entgegen ein blondes Kind.
« Wer bist Du? » sag ich, « muss weiter gehn. »
«« Du bleibe bei mir, ich bin die du suchst. »»
« Wen suche ich denn? »
«« Die Eine. Ich bin ja die Eine. »»
« Du bist die Eine, die ich ewig suchte? »
«« Ja, prüfe ich bins. »»
« Sprich, kann ich in Dir versinken? »
«« O, sinke in mich! »»
Und meine Seele sank in die Eine.
Und war alles gut.
Kein Suchen mehr rings.
Keine Strasse. Alles still.
Es sank inander Du und ich.

— — — — — — — —

Das währt nicht lange.
Ein Fragen beginnt:
« Bist Du in mir? »
«« Bin ich in Dir? »»
« Ich bin in Dir. »
«« Du bist in mir. »»
« Wie kannst Du fragen,
Wenn du ich bist? »

«« Wie kann ich reden,
Wenn ich Du bin? »»
« Wir sind wohl doch nicht eins!?
Zwei wird nicht eins. »
«« Ich bin nur Ich. »»
« Ich bin nur Ich. »
Da kam die Trennung.

III.

Nun kommt die Nacht
Und wird mich packen:
Grässliche Schatten
Werfen mich in eine Grube
Und — Schreien wie vom Sterben klingt —
Werfen Erde auf den Leib.
Und ich kann mich nicht wehren.
Ich liege und weine und sinke hinab.
Und die Eine
Bleibt oben
— Der Atem schon stockt —
Sieht mir nach in die Gruft
Und folgt nicht und lacht,
Streicht vom Gesicht
Das blonde Haar
Und geht zum Leben
Und lässt mich versinken.
Und ich sinke.
Ich kann nicht mehr schreien.

— — — — — — — —

Befreit. Hinab!
Das Grab ist Leben.
Die Seele so froh.
Allein. All-Ein.
Weit in der Welt.
Und niemand fragt nach.
Selig vergessen,
Vergessen ist Leben.

— — — — —

Doch was steigt meinem schlafenden Auge
Dort hinten in Wolken herauf?

O -- ewiges Sterben!
Wieder die Eine und lächelt Leben,
Die nicht mehr Ersehnte, der geflucht meine Gruft.

— — — — — — — —

Wo fliehst du Seele hin?
Kein Weg.
O, wo die Wahrheit aufhört
Und das Licht, da kommt
die Eine.
Wo soll ich hin?
Nun ist kein Sterben mehr, das freut.
Nun geht für ewig
Hier die Eine neben
Und zieht hinab,
Zieht ewig hinab,
Die immer zog hinab.
Sterben ist Leben, aber dies Leben ist Tod.

Friedrich Gärtner.

Meiner lieben Frau Verena gewidmet

Schliess die Tür hinter dir,
Setz dich still am Tisch und lausche mir.
Deine Augen auf mich richt,
Dass ich les in deinen Augen mein Gedicht.
Tief hinein taucht mein Blick,
Keine Welle trägt mein Leid zurück,
Das aus Muschelschalen trinkt
Überm Grundquell, wo am grünen Fels Undine singt.
Oh im Saale schwebt das Lied,
Das um Säulen an der Wand her zieht,
Weithin wehend, kehrt es nicht,
Und verhaucht und lässt ein feuchtes Licht.

Wo der Quell aus Kammern steigt,
Sacht auf Wendelstufen steigt hinab mein Leid.
Beug herab dein Antlitz, reich
Deine schmale Hand, Undine, lass dein Haar mir weich
Übern Scheitel wehen, bis ich tief hinein
In den Quellschacht sinke und der letzte Schein
Überm Haupt mir schloss und über meiner Pein.

Dunkle Glocken wiegen überm Grau,
Dämmerwolken tragen Farben aus dem Blau.
Sacht! Sacht! auf fallendem Fittich durchfahre den Raum,
Da dich wölbe die Wonne; da wurzelt der Baum.
Auf grünem Rasen ruht Veda im Traum.

Still setz ich mich, sinnend, ein Rosenblatt
Liegt auf der Brust ihr, ein Tropfen Glück —

Verena! Verena!

Otto zur Linde.

Herbst.

Raffst du mit der Harke
Trocknes Laub zusammen,
Wisse dass eine starke
Sonne noch kommt! Im Verflammen

Glühen Herbstes Reste,
Du dazu der sie sammelt;
Geschaukelt in Windes Neste
Zwitschert das Licht und die Nacht stammelt.

* * *

So still und noch kein Abend,
So hell und doch kein Tag.
Ich denke bei jedem Schritte,
Ob es bald enden mag.

Ich streife bei jedem Schritte
Das purpurflammende Laub
Und sehe die sinkende Sonne
Und rötlich den wehenden Staub.

* * *

Wir sehn uns nicht.
Wir ahnen kaum.
Wir schimmern wie Schatten.

Rudolf Pannwitz.

Oktobermorgen.

An Sträuchern und Gräsern
Hängt der Reif so schwer,
Und aus den Nebelwolken
Drängt sich die Sonne her.
Aus des Reifs kristallnen Gläsern
Nimmt sie den Morgentrunk. —
Und auf steht sie mit feurigem Schein:
Als hätte sie getrunken vom edelsten Wein.

* * *

Ein nebelgrauer Morgen,
Ein Tag voll Müh und Sorgen,
Die Nacht so lang und still —
Und ich denke was ich will.

Verena zur Linde.

An . . . (Lulu im „Erdgeist").

Ich lausche dem schweren Rauschen der Seide, die jede Bewegung deiner Glieder verraten. Deiner Kinderglieder, über die, die Vielen, nicht hinauskommen können.

Denn sie lecken deine Füsse . . .

Und während du erzählst, sehe ich, wie du mit tastenden Fingern über die Hand eines schönen Mädchens gleitest, und deine Blicke Funken versprühen.

Aber du erschrickst mich nicht.

Denn auch ich liebe die Dirne, die unser Freund gezeugt hat, unter deren Tritten die Braven zusammenklappen. . . .

Sie verstehen nicht die Leidenschaft und Das Spiel wie du . . .

Aber du bist ein Weib,

Und hohe Ziele leichtern dir die Lust des Empfangens, das Andere kettet, weil sie nicht geben können wie du . . .

Und bist anderes wie andere Weiber:

Denn du streichelst das Kind deiner Nebenbuhlerin, ohne Liebe, und achtest es, weil es ein Kind ist, und küssest die Dirne, weil sie Königin ist, und lachst über die Männer, deine Freunde.

— Ich aber sehe dir blank in deine Augen, und küsse dir in Verehrung die zarte Haut deiner Hände. —

Und dankbar fühle ich das Rauschen deiner Seiden.

Carl Leo Wilhelmi.

Dezember 1904.

Fenster glühn noch am dunklen Haus,
Das in Nacht gehüllt am Hügel steht.
Sterne singen am Himmel hoch --
Meine Sehnsucht tief im Tale geht.

Wo der Fluss mit leisem Gang
Sternelieder tief zu Grunde legt.
Zwischen Himmel und Himmel hängt
Meines Lebens Kreuz am Scheideweg.

Ach so hoch ist doch kein Stern,
Dass ein Taucher nicht zu Grunde sänk.
Oh du dunkel schweigend Haus,
Wo der Liebe Lampe einsam brennt.

Ach kein Weg ist noch so nah —
Jene Sehnsucht sitzt im Haus und weint.
Schauernd geh ich hinab den Fluss:
Zweier Sehnsucht ist, die mich und dich nicht meint.

Tick tack, tick tack, Uhr meines Lebens!
Schneidest zu beiden Seiten die Zeit.
Hebst und schlägst und hebst doch vergebens:
Ist doch immer die Spanne zu weit.

Rund herum der Zeiger der Reise:
Reicht er von Anfang zu Ende der Welt,
Geht er doch nimmer aus seinem Geleise:
Trennt mich doch immer von mir was mich hält.

Hält mich bei mir und hüllt sich in Schweigen —
Tick tack, tick tack, komm ich mir nah?
Zwischen tick und tack mein eigen
Herz erlauscht und hört kein Ja.

In Stunden der Not, und in Tagen der Wirrniss,
Landet ein Bot, das mich schweigend entführt.
Da lass ich weit hinten den Lärm und die Drangsal,
Da lass ich versinken im Wasser was fragt:
Wo mein Bot still schwimmt ist schwebende Antwort.

Was wuchtet: zerfliesst und lässt keine Nebel;
All Klaffendes schliesst und klammert kein Herz.
Oh so leicht und so fahrend: oh stillgewiss gleitend
Weichduftender Abend am Bot mir vorbei:
Wann ich schwimme sanft in die Nacht aller Träume.

Singt süssen Gesang ihr Sterne der Traumnacht!
Die in Tönen schwamm den Tagfluss hinauf.
Lasst mich durch zu Bote: mein Meer zu erfahren
Ehrem brausenden Chore vorbei und der Nacht —
Wo das Meer und die Insel ist, dort muss ich landen.

Wenn wieder die Welle mich setzt an den Strand,
Die mich überhob aus der glatten Bahn,
Dann gräbt sich grämlich kieltief mein Kahn
— Bis an die Backen — in Sand.

Nun sitz ich schön fest, und geruhige Zeit
Ist mir gelassen: an Land zu gehn.
Oder sitz ich im Kahn, übers Meer zu sehn?
An die Ebbe? Die ist schon weit.

Ei so trocken, und grosses Land umher:
Das schiebt sich immer tiefer hinaus;
Frisst Rillen und Runzeln, und breitet sich aus,
Und überdeckt das Meer.

Was hob mich die Welle — die mich gesetzt —
Aus Glattem ins Glatte auf gleitendem Bug?!
Hebt mich doch wieder — bald genug —
Und kippt meinen Kahn: einmal und zuletzt.

An meiner Strasse liegen Ort und Ziele
Den Wandrer einzuhegen, wo er weilt.
Die Strasse reisst mich weiter — ach so viele
Der Ort und Ziele! Keiner, der mir heilt
Den wunden Fuss. Ich muss die Strasse überholen,
Die fern entführt mein Abendziel auf raschem Rücken.
Die Nacht schlurft hinter mir auf breiten Sohlen
— Bis an den Graben schlepp ich mich — Im Niederbücken
Nickt mir die Riesin zu und stolpert über Brücken
Die Strasse meines Ziels. Ich lieg im Stöhnen . . . .
Da kommt der Morgen ankutschiert und hält:
„Steig ein! Wir beide fahren um die Welt.
Es gilt auf Rädern nun den Weg zu nehmen,
Da kann die Nacht nicht eilen und dein Ziel.
Wenn wir die Strasse jagen dass sie keuchend steht,
Lass sie am Boden liegen dass darüber geht
Hoch jauchzend meines Rades goldner Reifen.
Wir wollen hinter uns die Strasse schleifen,
Und wenn das Ziel kommt steht mein Wagen still.“

. . . Wo aber der Stern seine Bahn hinläuft:
Wann einmal sein Abend den Morgen nicht grüsst:
Ist meiner Sehnsucht so weit voraut —
Schneller geht meine Traurigkeit.

Ein Stern der verloschen, und ich im Licht
Des glitzernden Sterns der meinen nicht sah:
Wie sollen zwei Sterne um mich stehn,
Wie soll ich mich sehnen und sehnen?

Was ich nimmer fand und mir früh entschwand,
Weltferne Brücken zertrümmernd;
Wohin meine Bahn ihre Brücke schlägt,
Die im Wasser liegt wo der Pfeiler versunken:

Oh des Wanderns müde von Stern zu Stern
Sitzt meine Sehnsucht, mein Trauern am Stein
Der bei Wege steht da die Welt hinrollt
Und halten sich stumm im Arm.

Otto zur Linde.

T. P. Heinrich gewidmet.

Odysseus musste in die Unterwelt —
Lebendig! als er in der Fremde fast
Zweimal zehn Jahre trieb: er redete
Zur Mutter, die aus Harm um ihn verstarb,
Zum Freund, den zu bestatten er vergass,
Zum Feind — der aber schwieg im alten Groll —,
Um von den ewigen Unterirdischen
Für diese grossen Opfer bessern Wind
Zu kaufen, da er glühend heim sich sehnt:
Er musst es und erzählte auch von dem,
Nur nicht, wie er die Schatten von sich hielt.
Denn sehr erschrak Odysseus in der Unterwelt.

Ein leichtes, leises Klopfen
Von schüchterner, schmächtiger Hand; —
Hat diesen bangen Boten
Glück oder Leid gesandt?

Ein Schleier mit feuchter Perlen
Gefunkel über dem Grau; —
Ist das von müden Tränen
Oder von frischem Tau?

Eine Seele traumschwer wallend
Entgegen dem Himmelsrot; —
Ists Morgen oder Abend
Was dort so mächtig loht?

Keine lauten Töne,
Keinen reichen Kranz
Deiner stillen Schöne,
Deinem schlichten Glanz.

Schweigen lass mich, schweige,
Bis das Glück gebannt! —
In der Abendneige
Innig Hand in Hand . .

Wann der Traumburg Fahne
Mich gen Westen zwingt,
Winke vom Altane
Wie du heut gewinkt

Wir gingen auf spätroten Fluren,
Du reichtest mir innig die Hand.
Nun such ich der flüchtigen Spuren
Gedächtnis im wehenden Sand.
Und find ich verwischt einer Sohle
Versenkung, dann tret ich sie neu.
So folg ich dem führenden Pole
Allabendlich einsam und treu.

Wann wieder ein lohender Himmel
Uns lädt zu beglückendem Gang,
Wo steigender Sterne Gewimmel
Uns deute der Seele Gesang?
Die zögernde Schickung zu ehren
Sei sehnende Liebe gedenk;
Wir wollen an stillen Altären
Erwarten das hohe Geschenk!

Wir sitzen traut im Kreise,
Doch nicht so nah gedrängt:
An jedem Auge leise
Noch eine Träne hängt:

Dass ich dich nicht erlöste —
Du weinst mir deinen Dank . .
O gute Mutter tröste!
Die Kinder sind so krank.

Auf Rudolf von Deutsch's Marmor EINST.

Du Haupt, versinkend in Schleiern,
Ich weiss nicht, ob du weinst:
Ich aber möchte weinen,
Ich weine um mein Einst. .

Wer kennt die neuen Wege,
Die ich nun fern ab zieh?
Du hebst dein Haupt aus dem Schleier,
Frag nicht, warum ich flieh!

Rudolf Pannwitz.

Die Menschen sagen: wir leben,
Doch kommen welche, die sagen:
Nur wenige fassen die Kelche,
Wie Schatten leben die Massen.

Tief in der Nacht,
In die ich mich gebettet,
Erscheint ein Stern mir,
Und ich wandre fürder.

Mohn wächst am Weg;
O erschliesse die Blüten,
Du Rauschesblume,
Der kommenden Sonne!

Seele den Seelen verbindende,
Kennst du gebietende Tiefen?
Rufer, gerufnen entschwindende,
Wunden erfiebernd, die schliefen?

Dich wegen deiner verklagende,
Schrecken dich heilge Gebote?
Fackeln zu Tiefen hintragende,
Fordernd die Jugend, die tote?

Es schaukeln auf dunklen Galeeren
Zwei flackernde Lichter. So sind
Die Seelen, die sich verzehren,
Erfasst von der Zeit befeindendem Wind.

Sie dachten, den Hafen zu finden.
O dämmernde Ferne! Und hehr
Erhebt sich Sonne. Es schwinden,
Verwischt vom Schicksal, die Lichter im Meer.

Was wir waren, haben wir verloren;
Kaum Erinnerung ist uns geblieben.
Was wir taten, haben wir vergessen;
Nur an Einiges mahnt uns die Reue.

Was wir fehlten, war doch nicht das Schlimmste;
Von der Sünde reinigt sich die Seele.
Was wir taten, Früchte zu erlangen.
Da wir blühen sollten, war das Schlimmste.

Nicht Erinnerung und auch nicht Reue
Folgt der frühen, frühzertretnen Liebe.
Wie ein welker Kranz auf deinem Haupte
Ist sie da, die dich verschönt und peinigt.

T. P. Heinrich.

Sieh, wie die Sonne leuchtet
Über dem weissen Schnee.
Die Lampe brennt so trübe;
(Ade, mein Herz, ade!)

Ich muss nach Hause fahren
Durchs weite wellige Land.
Der Vater und die Mutter
Die geben mir die Hand.

«« O Sohn, o bist du gekommen?
Wir haben uns lange gebangt.
Viele Menschen hast du gesehen
Und Städte und weites Land! »»

« Auch feste Gotteshäuser
Wie ich sie bauen werd. »
O Mädchen, ich muss dich lassen!
(Ach läg ich unter der Erd.)

Paul Gloede.

Ein Gang durch die Stadt.

Entäusserung, Verinnerung. —
Das Wort dröhnt bang und alt.
Mich fesselt der Erinnerung
Allzwingende Gewalt.

Und Häuser rechts, und Wände links,
Der Strassen wirres Netz . . .
Die Lockung eines Händewinks
Wird waltendes Gesetz.

Die Schritte werden zwingend-steif . . .
Es denkt, es weint, es lacht . . . .
Auf unsern Haaren liegt der Reif
Der ersten Spätherbstnacht.

Das Nahe wächst und wird zum Kreis,
In den die Ferne tritt:
Und alle Farben schwingen mit
In ersten Schneees Weiss.

Maximilian Schick

Amethystne Himmelsfrische
Perlt von goldnem Sternentau,
Stumm der Mond wie Silberfische
Trunken schwimmt im Blau.

Irrt, ihr meine dunkeln Blicke,
Irrt hinauf, umher.
Ob es nirgendwo euch nicke
Heimlich warm und schwer?

Kalt und kahl wie Prachtkulissen
Starrt um mich das Rund,
In des Mooses feuchtes Kissen
Drück ich meinen Mund.

Ruft mich nicht die Totenstille?
Langt ein Arm nach mir?
Träum, erträum mein weher Wille
Ein Geschwister dir!

Amethystner Himmelsfrische
Geisterklares Blau —
Marmorbleich ragt in der Nische
Venus, die hohe Frau.

S. Friedlaender.

Das war der Irrweg deines Lebens:
Du gingst nicht alle Wege —
Und suchtest doch vergebens
Den einen nur zu finden,
Der dir dein Glück verhülle
Und niemals dir dein Leben erfülle.
Du kannst nicht mehr zurück
Noch vorwärts gehen.
Auf deinem Irrweg bleibst du stehen.

Verena zur Linde.

Ein Grosses ist mir aus der Seele genommen:
Alles ist heraus und doch ist sie nicht leer.
Ein stiller Eifer unerklärbar füllt mich
Und unerklärbar will er Unerklärbares.
Er ist nicht Liebe, die ist tot.
Er ist nicht Wollen, das ist fort.
Er ist nicht Wahrheitsuchen, das ging aus.
Er ist eine geheimnisschwangere, dunkle Kraft.
Todessehnsucht muss es sein
Oder lauernder Wahn — Wahr-Sinn.

Friedrich Gärtner.

Das Ziel.

Wie glücklich bist, Mensch, hast du schon ein Ziel.
Wenn deine Blicke schon den Punkt umweben,
Dann hast du schon den Fisch im Netz gefangen.
Doch der Fisch bleibt nicht still,
Und willst du ihn mit der Hand erlangen —
Durch des Netzes bunte Faden laufen
Der Leidenschaften elastische Seile:
Halte sie dicht
Zusammen, damit dein Fisch nicht
Dir ins Meer wegeile.

Alfons Gregorius.

Das ist der Herbst, der schmückt sich
Mit einem welken Kranz,
Das ist der Herbst, der braust
Im Sturmwind, ruht im Glanz.

Das ist der Herbst, der wandelt
Wo wir das Obst baun
Und reift die Äpfel rot,
Die Trauben blau und braun.

Er holt sich das Geblätter,
Zertanzt es und verbringt's,
Und schüttelt dann den Baum —
Da klappt und spritzt und springt's.

Das ist Oktoberernte,
Wohl dem, dem's nicht verdarb,
Der für die Horden und
Die Kelter genug erwarb.

Der Herbst steht in dem Walde
Und malt an einem Bild;
Das Grüne ging ihm aus,
Da macht er's rot und wild.

Und röter, immer röter
Bis es sich überschreit.
Er giebt dem ganzen Wald
Ein tolles Flammenkleid.

Als auch das Rot vertrocknet,
Es bläst so scharf der Ost,
Da hat er nur noch Gelb
Und nur noch braunen Rost.

Und immer weiter malt er
Bis alle Farb ausgeht —
Dann fährt er durch das Laub
Und hat es ganz verweht.

Er bricht im Zorn die Äste
Und fällt in Wut den Baum
Und füllt mit Wolkengrau
Den finstern engen Raum.

Er stürzt die Wasser nieder
Und hält die Sonne auf:
Das ist der böse Herbst,
So ist der alte Lauf.

Dann setzt er sich ermüdet
Und sieht dem Sterben zu;
Das geht nun ohne ihn
Und träumt sich in die Ruh.

Indes die Drachen steigen
In Himmels klarem Blau,
Die Kinder lachen laut,
Es gellt die fahle Au.

Noch stehn amWege Blumen,
Der stille Augentrost;
Im Garten Astern hell
Und Georginenblust.

Des Abends auf der Wiese
Grauweisser Nebel schwalmt,
Das dringt bis an das Herz
Und durch die Seele qualmt.

Das ist das Abendende,
Das ist die Atemnot,
Des Herbstes letzter Hauch,
Des Hauches letzter Tod.

Dann steht ein Baumgerippe
Hochbreit und überm Land,
Da greift die ächzende Nacht
Hinein mit krummer Hand.

Es lässt sich nicht bewegen: —
Doch hinter ihm und ihr
Ist eine stahlblaue Wand,
Und die ist weiss punktiert.

Rudolf Pannwitz.

Schnee fällt. Wände sinken herab.
Oh du weiss umstellte Winterwelt,
So voll des gefalteten Lichts. —
Schwerflutende Helle der Niederkunft
Schichtet aufs Grab, und schweigend legt
Der gebreitete Glanz seine Schwingen ans Land
Und schaut zur Sonne. Der niederfiel,
Bedeckt die Gefilde der Sterbensnot:
Oh die Sonne geht leicht übers weisse Kleid,
Das ihrer erglänzenden Schulter entglitt,
Steht nackt überm Meer, strahlblühende Aster des Schneefelds.

Schnee liegt. Wo in Ästen des Baums
Der Winter die Flocken geballt,
Biegt sich das Leben geduldig dem Tod;
Denn das Licht lastet schwer auf der Welt.
Verheissenes Glück und verhaltener Drang,
Und Erfüllung gebettet im Schoss.
Da die Mutter starb und das Kind noch schläft,
Da die Liebe das Leid zudeckt, und die lang
Sehnend erhoffte Botschaft entstieg:
Christ ist gekommen in Windeln weiss,
Gott ist gestorben, ihn sehnte zu schlafen vom Werk des Erschaffens.

Über die Fläche schreitet ein Mann,
Ist weither gekommen, sein Schritt beschwert
Gräbt eine Strasse, sein Haupt geneigt.
Geht in Sinnen dahin, wo fern
Hinter den Bäumen das Haus steht
Unter dem ächzenden Dach. Geht im Schnee.
Als er anklopft, öffnet die Magd ihm das Tor:
„Die Frau schläft und alles ging gut.“
Da hängt er den Mantel, den Hut an die Wand,
Setzt sich still an die Wiege des Kinds, und die Uhr
Geht ihren selben Gang, wo drei — unterm Dach sind im Winterschnee.

Otto zur Linde.

Glühende Rosen, nebelnder Duft
Blütenbeschwerter Sommerluft,
Trunken schlummert der Garten.
— — — — — — — — —
Lachende Sünde begehrt so heiss,
Schmeichelt und raunt um der Seele Preis:
„Komm her und stirb
Im Licht. — Verdirb
Wenn Sonne und Genuss
Am höchsten stehn —
Dann war dein Leben süss!
Dann kannst du untergehn!!
— — — — — — — — —
Glühende Rosen, ihr lockt mich nicht.
Gift euer Duften, die Sonne sticht . . .
Will lieber draussen warten.

Herabgeweht wie ein loses Blatt
So steh ich in diesen Gassen:
Kann ich noch Wurzel fassen?
Vom Wandern sind mir die Füsse matt,
Seit ich die Heimat verlassen.

Ein Weilchen hält die Pflicht noch fest,
Lässt mit Heimatsfeuer umglühen
Mein Sorgen und Tagesmühen.
Wenn der letzte Vogel das Nest verlässt:
Muss ich dann weiterziehen? . .

Wilhelmine Wilhelmi.

Moorlandschaft.

Ringt ein Weib den Rain entlang
Gehüllt in einen schwarzen Schleier,
Schleift hinter sich im Florbehang
Zerrissner Lieder Totenleyer.
Leise klingt
Windbeschwingt
Klagelied
Im Wiesenried.
Leise rispelt,
Leise wispelt
Wehes Flüstern
Über den Rüstern. — —
Oben kreischen die Raben,
Unken klagen im Graben.
— — — — — — — — —
Möchte wissen, was das Weib dort rang,
Möchte wissen, was im Ried erklang.

Der Fremde.

Blonde Kinder spielen am Strande,
Die sich voll Neugier ihrer Nacktheit freuen
Und jauchzend über ihre weissen Leiber
Den warmen gelben Dünensand verstreuen.
Sie spielen mit jauchzenden Augen.

Blonde Frauen liegen am Strande,
Die wohlig ihren Leib im Sand versenken,
Und träumerisch in unbewusstem Sehnen
An einen fernen dunklen Fremden denken.
Sie träumen mit blinzelnden Augen.

Warme Winde wehen vom Strande,
Die grüssend hoch auf See ein Schiff bestreichen.
Und hinten an der Reeling starrt der Fremde,
Ob seine Blicke noch den Strand erreichen.
Er starrt mit traurigen Augen.

Steh am Grabe neben den Cypressen,
Kalt und tränenlos;
Ohne Sehnen
Nach dem Toten.
Andre weinen in die Blumen
Glückestraurige Tränen,
Können den Toten nicht vergessen,
Den geliebten Toten. —
— — Das ist mein Los:
Kann den Lebenden nicht vergessen,
Den Lebenden,
Kann nicht gedenken des Toten — —
Nicht gedenken — —
Des Toten — — — —
Und zürnend nicken die Cypressen.

Carl Leo Wilhelmi.

So hält das Leben seine
Tausend Fäden in Fluss,
So weben tausend Hände
Was sich aller Ende
Fügen muss.

Wir fahren sausend vorüber,
Weilend das Ziel so nah.
Wohl tausend Wege verwehen:
Meilensteine stehen —
Wir sind da.

So wollen wir anders und nimmer,
Endlich fügt es sich so.
Des Wandrers Mittag und Morgen ....
Abend umfängt ihn geborgen
Immer und wo.

Herr lass mich betend schweigen,
Hör mich und hör mich nicht.
In Nöten hilft mir die Not schon,
Du doch heischst keinen Botlohn —
Du, der spricht:

„Ich bin der Weg, der Bote und das Ziel."
Herr lass mich suchen, weil ich finden will!

Otto zur Linde.

Vom Alltag. — Eine Predigt.

Wie vieler Taten, die der Tag verschlingt, befleissigen sich tagtäglich Leib und Kopf. Die Zahl der Dinge ist unendlich, deren ein Mensch bedarf, dass er beruhigt sein Leben lebe, welches so genannt wird.

Es ist dieses Leben aber ein Sorgen und Besorgen, ein Wünschen und Rufen, ein Rennen treppenauf und treppenab vom Frührot bis zu der Sterne Anzug. Es ist solches Leben ein Sehnen nach Ruhe am Abend: der Tag denn bis zu diesem Abend währet allermeistens lebenslang.

So gross ist der Dinge Menge, die der Menschen Bedürfen notdürftig befriedigt. Für seinen Magen, den Herrscher, schafft er vom Aufstand bis zum Niederlegen.

Getränk in der Frühe für die erschlafften Sinne und also fort bis zur Vesper. Wer liefert nun gebräuntes Backwerk am besten? Woher gleich des

Nachbarn fette Milch? Ist das bereits des Händlers Glocke, der so wohlfeile Saftbirnen hat. Rasch, hinab, heran, ehe sie verwogen sind.

Die Brühe, unser Fleisch! Bald wird der Laden geschlossen. Spute dich, Magda. — O dass ich wüsste, wie den Abendtisch bestellen! ewige Not. Nun das Bad; Bänder an den neuen Hut; und dann zur Komödie —? — —

So schallt millionenfach ein Echo über die Lande . . .

Noch bleibt dem Menschen Zeit, die vergänglichen Stätten seines Weilens mit immer reger Lust zu schmücken. Sessel und Teppiche ordnet er und hat des Umstellens nie genug. Die Wände ziert er und bekleidet sie, gleich Mädchen ihre Puppe.

Mit wechselnden Launen belegt er Tische und Ständer und hängende Brettchen und sinnt auf Neues. Dann aber jammert ihn des Staubes, und er verfolgt ihn mit Leder und Wedel und Tüchern, von Stube zu Stube, jahrlang . . . Wie viele Taten, die der Tag verschlingt!

Welche Zeit aber gebt ihr den Freunden? Und wo ist Raum der Freude? Freude am Wechselschaffen der Natur? Freude am Menschen und an dir selbst? Freude an Werken der Kunst als den ausgezogenen Düften des schönen Lebens?

Dieses alles steht beiseite an den langen Wänden des Alltags und wartet des Schluckers, der kommt es aufzufordern und schwingt es nach himmlischen Klängen, fröhlich und unbekümmert um der Zusteher Gaffen, die taub sind vom Werklärmen und stumpfen Auges vom Stauben des Alltages.

Ihr Kurzsichtigen! Seht ihr nicht die herbstbunten Buchen, hört nicht das spaltende Eis krachen, das glatte dem kühn dahin Fliegenden? Fühlt ihr den lauen Frühling nicht hochbrausen durch die Säfte; liebt ihr die reifen Früchte nicht an Strauch und Bäumen prangend lasten? Ihr kennt sie nur gedünstet, eingemacht, gedörrt. . .

Ihr kennt Freunde nur im Geschäft. Ihr erlebtet Liebe nur vor der Bühne. Nie weintet ihr Tränen der Wonne beim Klang der Violen und Hörner. Heldenschicksal rührte euch nicht, und nicht der Farben leuchtende Feste . . .

Wehe über euch, Ärmliche! Hütet euch vor dem Stündlein des Umschlags. Alsdann glänzet euch zauberisch die edle Ruhe im Genuss des Schönen, und ihr habt peinigenden Durst. Doch eure tote Reue brennt und schmecket euch gar bitterlich.

Pn.

Der Einsiedlerkrebs.

Es war einmal eine Muschel, die war leer, und war von aussen nach innen geworden. Ein grosser Schlund floh vor der Welt und zog sich konzentrisch zusammen, drehte sich auch — da auf allen Seiten die Welt lag und zu fliehen war — um sich selbst in sich verengenden Spiralwindungen, immer kürzer die

Windungen, immer enger der Schlund; und das ging ewig so weiter und kam zu keinem Ende. Denn die Muschel wollte im Punkt sich verkriechen. Dorthin ist aber eine weite, weite Reise. Und die Muschel wird am Ziel sein, wenn Achilles die Schnecke eingeholt hat. Es steht aber geschrieben: wenn die Null von der Eins durchstossen wird, stehen der brave Mann und der böse Mann an beiden Polen der Achse. Und sprach die Zwei: ich will mich teilen und mit ihm ein Kind erzeugen, dass darinnen sind mein Minderes und ich, und könne nichts hinzugetan noch weggenommen werden. Und sprach, die im Bauch der Welt als hohle Kugel hängt: ein glühendes Verlangen presst mich eng an mich und enger, oh zu schmelzen! Also standen tausend Sterne am Himmel, die den Weg der Sehnsucht zogen, weit — weit — weg. Und nun ist Platz in die Länge und in die Breite, oben und unten, auf dass das Kind als wie in eines Eichhörnleins drahtenem Rade alle Welt im Rollen hält. Denn weil das Leere seine Zuflucht nun im Punkt gefunden, ist das Volle frei geworden und nicht im Wege, hat Atem im Leeren, denn die Leere ist barmherzig ohne Mitleid; so kann das Volle nichts dawider haben, ob es auch bis daher überaus närrischer Weise jedes Vacuum gehasst hat. Nun hat die Liebe warten gelernt und der Hass; und alles Ja und Nein muss tiefer sinken, höher fliegen, bis es die Tiefe über sich erblickt und unter sich die Höhe. Das Danaidenfass der Welt ist nun auf beiden Seiten geschlossen, dass kein Vielleicht die Reifen löst.

Und es war ein Tier. Gar absonderlich anzuschauen. Das hatte einen Leib so nackt und weich, dass es der Feinde fürchten musste, und Waffen so scharf und hart, dass alle Feinde sich vor ihm fürchteten. Aber die Waffen wurden von keinem Feinde bedroht. Denn die trachteten dem Tiere nach dem Leibe. Also dass das Tier ein doppelt unnützlich Tier war. Wahrhaft zum Lachen, und bloss zum Erbarmen. Und die Muschel erbarmte sich seiner und sprach zum Tier: komm in mich. Die Feinde aber höhnten: komm heraus du Feiger! Da wurde das Tier zwiespältig in seinem Gemüt, und sass zur Hälfte in seiner Muschel; zur andern Hälfte aber stritt es wider die Welt. Die aber ging an ihm vorüber. Denn das war nicht ihre Beute, was unbezwinglich ist. Da wurde der Krebs philosophisch und dachte bei sich: kann mich das All nicht gebrauchen, das meinem Denken flieht (denn ich bin der schärfste der Logiker), will ich mit meinem Fühlen mich zurückziehen ins Nichts. Und er ging einwärts. Aber die harten Scheeren waren zu gross, also dass sich sein Leib längte und in Schmerzen schlanker wurde. Dies trieb der Krebs mit Inbrunst. Aber wie sollte ihm gelingen, was der Muschel selbst noch nicht gelungen war und er litt doch am Gefühl tausendfältige Schmerzen. Da wurde ihm klar, dass angewandte Mathematik ein anderes ist, und ein anderes absolute. Wäre ich der Scheeren ledig, dann erreichten meine Schmerzen doch, was meine Sehnsucht sucht! Wäre ich des Weichen ledig, mich schmerzte keine Sehnsucht! Ei, da blitzte der Humor in ihm auf und umschwamm ihn wie ein

breites, mildes Wetterleuchten: muss ich doch Schmerzen leiden, und kann nicht hinein, so kann ich doch heraus; denn wo ich meine Schmerzen leide, soll mich nicht bekümmern. Also verliess er die Muschel und ging in die Welt. Frass was ihm vors Maul kam und wurde satirisch. Bis er selbst von einem Krebse zur weichen Hälfte gefressen wurde. Da lagen auf dem Strande zwei Scheeren, und das hielt der Mond für Ironie.

An dieser Stelle ging ein Krebs vorbei, der war dreier Fakultäten Doktor und sah die beiden Scheeren auf dem Strande liegen. Da wurde er zuversichtlich, setzte sich und seine Muschel zwischen zwei Steine und dachte lange nach bis sein Verstand scharf wurde, also dass er verstund: wie ein Einsiedlerkrebs hinten weich und vorne hart sei, also a priori nicht aus der Welt heraus, a posteriori nicht in die Muschel hinein könne. Des weiteren, dass der Biss von Krebsscheeren in das Weiche tötlich sei und dieses selbe Weiche einem Krebs als Nahrung wohlbekomme. Des weiteren: dass er als ein Einsiedlerkrebs ein gültiges Gewohnheitsrecht besässe, andre Einsiedlerkrebse zu fressen, ihm selber aber das ius possessionis an der Muschel zustünde, also dass der verlierende Teil die Prozesskosten zu tragen habe. Blieb darum hübsch halb in der Muschel stecken und liess diese ihre inbrünstigen Versuche machen, den Punkt zu erreichen; indem er unentschieden liess, ob ihr solches gelingen werde oder schon gelungen sei, denn zweifellos sei er ein Krebs, und die Muschel eine Muschel und so lange sie auf dem Strande läge sei sie kein Punkt gewesen, vielleicht aber wäre seines Nachbars Muschel, nachdem ihr Krebs gestorben, nun irgendwie ein Punkt. Schier hoffte er es, und möchte selbst einmal, wenn auch kein Punkt, so doch ein Kreislein werden. Dieweil er es aber noch nicht ist, glaubt er an die Entwicklung und wartet, dass ihm mit der Zeit die Muschel am Leibe festwachse, also dass er dann vorn und hinten hart sei. Währenddessen aber frass er vorne alles, was er fressen konnte, unbesehen, und verdaute hinten. Und hielt die Ethik für ein Moralsystem. Denn schwer Verdauliches zu fressen rächt sich und ganz unverständig ist es: nichts zu fressen, und war stark in der Verdauungskraft. Würde es aber für unmoralisch halten: wollte einer hinten fressen und vorn verdauen. Leider nannte ihn die Seerose einen öden Philister. Das aber war undankbar von ihr, denn sie wuchs doch auf seiner Muschel und war von ihm selbst dorthin gesetzt worden. „Aus Nützlichkeitsrücksichten“, sagte sie, „um seine Feinde und seine Freunde über sein wahres Wesen zu täuschen“. Das war aber gewiss schon nicht mehr Undankbarkeit von der Seerose, sondern gar Verläumdung. Wenigstens behauptete solches der Krebs.

Otto zur Linde.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag
Rudolf Pannwitz, Charlottenburg, Eschenallee 23.
Druck bei Richard Zeidler, Crossen a. O.



